Austr.
1605

Austr. Froebel, Jul.,
1605
ANSTREICHG.

Briefe

über die

Wiener Oktober-Revolution

von

Julius Fröbel.

A
<36614163300015
<36614163300015
Bayer. Staatsbibliothek

Briefe

über die

Wiener Oktober-Revolution

von

Julius Fröbel.

Druck von C. Adelmann in Frankfurt am Main.

Briefe

über die

Wiener Oktober-Revolution,

mit Notizen über

die letzten Tage Robert Blum's

von

Julius Fröbel.

Frankfurt a. M.,

Verlag von Joh. Valentin Meidinger.

1849.

497. B.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

I.

Frankfurt, 4. Januar 1849.

Lieber Freund!

Ich habe allerdings die ausführliche und vollständige Erzählung meiner Wiener Erlebnisse in Aussicht gestellt, und Du hast nicht Unrecht mich in Deinem letzten Briefe daran zu erinnern. Wenn mich aber äußere Hindernisse, die in dem Ueberwiegen anderer zeitraubender Pflichten bestehen, bisher abgehalten haben den gehegten Vorsatz auszuführen, so sind mir unterdessen innere Hindernisse zum Bewußtsein gekommen, die mich von der Veröffentlichung einer solchen zusammenhängenden Erzählung auch noch ferner abhalten.

Zunächst widerstrebt es meinem Gefühle, den ernsten Inhalt eines Trauerspiels zum Gegenstand einer literarischen Genremalerei zu machen. Dazu wäre freilich keine Nöthigung vorhanden; aber schon ein entfernter Schein dieser Art wäre mir störend. Es hat mich genug empört nach der Frankfurter Septemberkatastrophe, die doch gegen die Wiener Vorgänge nur ein Spiel gewesen ist, in der Augsburger Allgemeinen Zeitung die behaglichen Schilderungen romantischer Straßenscenen mit den nächtlichen Wachtfeuern der Soldaten zu lesen. Der Kunstgenuß an Scenen die ihrem Inhalte nach uns betrüben oder entrüsten sollten, ist immer ein Zeichen der Entsittlichung und erinnert an die Amusements der berüchtigtsten Subjekte in der Weltgeschichte, und ich möchte, um sehr kleines mit großem zu vergleichen, auch nicht eine scheinbare Handwerksgemeinschaft mit einem Literaten haben, dem eine große Calamität nichts als ein willkommener Stoff zur Unterhaltung eines nichtswürdigen Publikums ist.

Ich könnte nun zwar meiner Erzählung sehr wohl die ernste historische Haltung geben, die der Gegenstand in Anspruch nimmt; aber ich stoße dabei

auf ein anderes Hinderniß, nämlich auf die Nothwendigkeit, jetzt noch manchen Zug, welcher zur scharfen Zeichnung der Verhältnisse und Charaktere gehört, zu verschweigen. Nicht als ob ich wichtige Geheimnisse zu verbergen hätte oder mich selbst nicht ganz der Wahrheit getreu zeigen dürfte; wohl aber weil manches was mir im Innern Gewißheit ist, sich äußerlich nur als Vermuthung darstellt, und weil ich Rücksichten auf lebende und nicht mehr lebende Personen zu nehmen habe, die erst hinwegfallen wenn unsere Parteiverhältnisse in ein anderes Stadium getreten sein werden.

Du wirst mir beistimmen daß eine Erzählung wie die welche ich geben soll, mit ihrer Rückhaltlosigkeit einen großen Theil ihres Werthes verliert. Wie der Physiolog seine Kenntniß unserer leiblichen Organisation hauptsächlich den Krankheiten unseres Leibes verdankt, so bieten die gewaltsamen Vorgänge der Revolutionen, welche nichts anderes sind als die Krankheiten der Gesellschaft, ein Material für das Studium der Charaktere und sittlichen Zustände dar, welches in gewöhnlichen Zeiten unter der Hülle conventioneller Bildung verborgen bleibt. Im Sturme

der großen Leidenschaften von denen die Gesellschaft durchwühlt wird, reißt diese Hülle, und der Mensch kommt nackt wie er ist zum Vorschein. In dieser Vernichtung der Unwahrheit, dieser Zurückführung auf den Kern der Personen und Verhältnisse, liegt die verjüngende Kraft der Revolutionen. Die Erzählung revolutionärer Begebenheiten muß also ihren vollen Werth verlieren, wenn man genöthigt ist, die nackten Figuren zum Theil wieder zu bekleiden. Ist der verhüllte Theil auch nicht gerade von entscheidender Wirkung im Gemälde, so bringt doch die Unvollständigkeit dessen was dem Auge dargestellt bleibt, einen Eindruck hervor, welcher dem der Unzuverlässigkeit des Bildes ähnlich ist. Und mit Recht! denn wenn man Geschichte schreibt, ist das Verschweigen so gut Unwahrheit, wie eine unrichtige Behauptung. Die Wirklichkeit hat in Vorgängen wie die von denen ich spreche, den Reichthum der Dichtung. Kommt man aber aus diesem Grunde bei ihrer Erzählung nicht in Versuchung die Farben der Einbildungskraft zu Hülfe zu nehmen, so ist es um so unangenehmer wenn man sich nicht den Gebrauch aller Farben der Wirklichkeit gestatten darf.

Ich habe diese Hindernisse wohl von Anfang an gefühlt, sie sind mir aber erst als ich Zeit zu finden glaubte an die Ausführung meines Vorsatzes zu gehen, zum vollen Bewußtsein gekommen. Ich bin weit davon entfernt mit den Urtheilen welche ich hier ausgesprochen habe, die Darstellungen Anderer, sei es nachträglich oder im Voraus, verurtheilen zu wollen. Es können sich Andere sehr wohl in einer günstigeren Stellung zur Sache befinden als ich. Das Material der Thatsachen und der Standpunkt ihrer Beurtheilung ist für Jeden verschieden.

Einiges bleibt mir indessen übrig, was ich nicht gern ungesagt lasse, indem ich es bruchstückweise als Beitrag zur Beurtheilung des Geschehenen mittheile. Ich gebe auf diese Weise keinem Menschen das Recht die Forderung der Vollständigkeit oder irgend einer bestimmten Form der Darstellung an mich zu machen. Ich komme über meine Bedenken hinweg, und erfülle in mehrfacher Beziehung eine Pflicht die ich bei gänzlichem Schweigen unerfüllt gelassen hätte. Ich werde Dir also in meinem nächsten Briefe aus dem Materiale meiner Wiener Beobachtungen und Erfahrungen Einiges erzählen.

II.

Frankfurt, 18. Januar 1849.

Lieber Freund!

Erst heute kann ich mit der Erfüllung des Versprechens welches ich Dir in meinem letzten Briefe gegeben, den Anfang machen. Indem ich dazu die Feder ergreife, erinnert mich unsere dreitägige Parlamentsschlacht über das Gagern'sche Ministerialprogramm, welches nun der Welt die Schöpfung des großen Werkes in Aussicht stellt, das die Oesterreicher boshafter Weise Kleindeutschland nennen, für das ich aber die Benennung des heiligen römischen Reiches plattdeutscher Nation ebenso passend finde — an den politischen Gedanken, welcher für mich den entscheidenden Beweggrund zur Reise nach Wien enthielt.

Ich will über das moralische Gewicht einer Adresse nicht geringschätzig urtheilen, in welcher der heldenmüthigen Stadt die Bewunderung und Theilnahme einer großen Partei der deutschen Nationalversammlung ausgesprochen wurde; ich bin auch weit davon entfernt zu meinen, daß irgend ein

Mensch zu gut dazu sei sich unter Umständen als ein Beispiel des Muthes zu opfern; ich wäre aber, wenn mich kein anderer Zweck getrieben hätte, dennoch nicht nach Wien gereist.

Allein Du kennst meine politischen Ansichten über die österreichische Frage und ihre Verbindung mit der Zukunft von Deutschland und von Europa. Du weißt welchen Werth für diese Zukunft ich darauf lege, daß Wien der Mittelpunkt unseres politischen Lebens werde. Ich erwarte nicht nur von den frischen Kräften des Ostens und von der Mischung der Nationen, die dort, bei aller ihrer gegenseitigen Feindseligkeit, unaufhaltsam vor sich geht, für die Verjüngung von Europa mehr als von der abgeblühten Pflanze der specifisch deutschen Bildung, sondern ich sehe auch in Wien den einzigen Punkt auf welchen sich der ganze Gedanke eines mitteleuropäischen Staatensystems concentriren muß, — einer politischen Bildung die wir schaffen müssen wenn der russische Riesenstaat nicht zum Universalstaat werden soll. Ich finde unsere Geschicke mit denen der Westslaven, Südslaven, Magyaren und Wallachen so eng verbunden, daß wir uns aus der

Verbindung nicht sollten lösen wollen. Ein großer demokratischer Staatenbund, in welchem wir uns mit den genannten Völkern vereinen, und dessen Hauptstadt Wien ist, scheint mir der einzige vernünftige Plan für die politische Gestaltung von Mitteleuropa zu sein, — ein Plan der nichts weniger als chimärisch ist, da zu seiner Ausführung nichts als die Vereinigung von ganz Oesterreich mit Deutschland gehört. Bei meiner vorigen Anwesenheit in Wien, im August und September, hatte ich dort mit einflußreichen Männern über mögliche Fälle und ihre Benutzung für den erwähnten Plan gesprochen. Es war davon die Rede gewesen daß und wie unter Umständen der deutsche Reichstag nach Wien verlegt und mit dem österreichischen verschmolzen werden könne. In dem Augenblicke aber wo in Wien die Revolution des October eintrat, tauchte in einem Theile der deutschen Demokratie ein ähnlicher Gedanke in Bezug auf Berlin und den preußischen Reichstag auf. Es hätte sich damals leicht auf revolutionärem Wege und in demokratischem Sinn das Nämliche gestalten können, was sich nun auf dem Wege diplomatischer Intrigue und in dynastischem

Sinn scheint gestalten zu sollen. Ein solcher Gang der Ereignisse wäre um so leichter möglich gewesen, als dabei die Demokratie, wenn sie sich sonst leidlich artig benommen hätte, sich höherer Protektion zu erfreuen gehabt haben würde.

Ich fürchtete einen solchen Gang der Dinge. Sollten wir einen neuen Stoß der deutschen Revolution erleben, dachte ich, wozu es damals vielen Anschein hatte, so möchte die Verlegung der deutschen Nationalversammlung von Frankfurt nach Wien nicht zu den Unmöglichkeiten gehören, und ich hoffte bei meiner Ankunft in Wien den Reichstag in einer günstigen Stimmung, und Männer welche zur Ausführung die Hand bieten würden im Ministerium zu finden, während ich auch wußte daß Kossuth dem Gedanken nicht abgeneigt sei.

Unterdessen nahmen freilich die Dinge in Wien eine entgegengesetzte Wendung. Die Revolution war in sich selbst gebrochen noch ehe ich mit meinen Freunden ankam, und in Frankfurt arbeitete man durch die Paragraphen 2 und 3 des Verfassungsabschnittes vom Reich und der Reichsgewalt bewußt oder unbewußt dem preußischen Plan in die Hände.

Robert Blum dachte über die Frage wie ich. In den Gesprächen welche wir auf der Reise führten, äußerte er, daß er, wenn dadurch die Vereinigung von ganz Oesterreich mit Deutschland zu erzielen wäre, keinen Anstand nehmen würde dafür zu stimmen, daß die österreichische Staatsschuld vom Reiche übernommen werde! — Man hat wohl schwerlich bei Robert Blum eine solche Ansicht vorausgesetzt als man ihn erschießen ließ!

Auch wenn die Revolution in Wien gesiegt hätte, würde die Partei deren Organ „der Radikale" war, meinem Gedankengange nicht beigestimmt haben. Die Ansicht dieser Partei war die rücksichtsloseste Interpretation der Paragraphen 2 und 3 mit der Aussicht auf die Zertrümmerung des österreichischen Staatensystems. Bei einer Unterhaltung über diese Angelegenheit hatte ich Robert Blum auf meiner Seite, während mir Becher und Jellinek opponirten. Wir alle vier die dieses Gespräch führten wurden zum Tode verurtheilt, und ich allein bin am Leben geblieben. Becher ist in der Revolution vielfach thätig gewesen. Noch nach der Einnahme der Vorstädte, ich weiß nicht mehr an welchem Tage es war, hat

er einen Ausfall aus der Stadt geleitet. Jellinek dagegen ist nur für seine theoretische Meinung gefallen. Er hat am Kampfe gar keinen Antheil genommen.

Ehe ich zu den Eindrücken der ersten Tage übergehe, will ich nur im Allgemeinen bemerken, daß wir im vollsten Bewußtsein der Gefahr welcher wir uns aussetzten, und mit den stärksten Zweifeln an dem Siege unserer Partei, unsere Reise vollbrachten. Einer unserer Begleiter auf der Eisenbahn zwischen Dresden und Breslau, ich glaube ein Herr aus Leipzig, bewunderte unsern Muth, indem er uns wiederholt sagte, daß wir seiner Meinung nach unserm sicheren Verderben entgegengingen. Wir, die vier Mitglieder unserer Deputation, waren indessen darüber einig daß wir unseren einmal übernommenen Auftrag um jeden Preis ausführen müßten. So lange ich in der Stadt war, glaubte ich nur selten und nur auf kurze Zeit an die Möglichkeit unseres Sieges. Ich sah im Geiste die Katastrophe, viel schrecklicher noch als sie nachher wirklich war, herankommen, und war vom Anfang an auf Alles gefaßt. Mit dem Gedanken durch den Strang zu

sterben, hatte ich mich ziemlich vertraut gemacht. Als ich einmal auf dem Stephansplatze den Herren Bodenstädt und Berthold Auerbach begegnete, sagte ich im Gespräch über den wahrscheinlichen Ausgang: „wir werden fechten, und, wenn wir nicht fallen, gehängt werden.“ Am Dreißigsten oder Einunddreißigsten war ich auf der Schweizer Gesandtschaft, und fragte ob ich daselbst, „wenn es sich um Kugel oder Strick handle,“ eine Zuflucht finden könne, die ich, als Bürger der Schweiz, in Anspruch nehmen konnte. Wir haben aber, bei einer Besprechung über unsere Lage in den Tagen zwischen dem 1. und 4. November, einstimmig gefunden, daß unsere Stellung als Mitglieder der deutschen Nationalversammlung, auch wenn dieselbe uns keinen Schutz gewähren sollte, uns doch nicht gestatte, bei einer inländischen oder ausländischen Gesandtschaft Schutz zu suchen. Es hätte uns nicht an hinreichenden Verbindungen gefehlt, uns, wenn wir gewollt hätten, einen solchen Schutz zu verschaffen. Ich habe alles dies angeführt, weil man gesagt hat wir hätten im Vertrauen auf die schützende Kraft unserer Eigenschaft als Mitglieder der deutschen Nationalversammlung ungestraft sündigen

zu dürfen geglaubt, eine Voraussetzung die vollkommen irrig ist. Ich betrachtete die Belagerung von Wien, da mir der Zusammenhang dessen was vor sich ging mit den czechischen und südslavischen Bestrebungen hinlänglich bekannt war, als einen Bruch mit Deutschland, und es war mir sehr wahrscheinlich daß man die Gelegenheit welche sich in unseren Personen darbieten möchte, benutzen werde um den Bruch eklatant zu machen. Ich habe in den Tagen vor unserer Verhaftung und in der Haft die ich mit Blum theilte es vielfach ausgesprochen, daß unser Untergang oder unsere Rettung eine rein politische Frage sei.

Meine geringe Hoffnung auf den Sieg unserer Partei wurde nicht erhöht durch mein erstes Zusammentreffen mit dem Obercommandanten Messenhauser. Wir hatten ihm, noch am Tage unserer Ankunft, am 17. October, einen Besuch im Schwarzenbergischen Palais gemacht, aber ihn nicht getroffen. Ich war krank geworden und lag am Abend des nämlichen Tages zu Bett, als Messenhauser in Begleitung von Simon Deutsch zu mir hereintrat, um den Besuch zu erwiedern. Was mich sehr

besorgt machte, war die heftige Unruhe seines Benehmens, der außerordentliche Wortreichthum und die Unklarheit seiner Gedanken, die er in nicht zu Ende geführten sich überstürzenden Sätzen aussprach. Er bemerkte mir, daß er noch nicht Zeit gehabt habe zu essen, ließ sich eine Portion Braten und eine Flasche Wein kommen, und aß und trank bei den aufgeregten Reden in äußerster Hast, während er mit großen Schritten im Zimmer auf und abging. Er rühmte sich eben so sehr Diplomat wie Militär und Demokrat zu sein, und legte einen großen Werth auf seine Proklamationen. Kurz er machte mir den Eindruck eines Mannes welcher seiner Aufgabe nicht gewachsen ist und dem es auf seinem Standpunkte schwindelt. Blum hielt ihn für einen vollständigen Verräther und wollte am 29. und 30. seinen Tod, und wären nicht die Ungarn gekommen und hätten die Aufmerksamkeit der bewaffneten Massen nach außen gelenkt, so wäre Messenhauser vor diesen nicht zu retten gewesen. Die zwei letzten Tage vor der Einnahme hat er ganz auf dem Stephansthurme zugebracht. Es ist kein Zweifel, daß ihm mit dem Verdacht eigentlicher Verrätherei Unrecht

geschehen ist. Er hat es mit der Demokratie gut gemeint. Aber er hat nicht an die Möglichkeit geglaubt die Stadt gegen einen ernsten Angriff und rücksichtslose Maßregeln zu halten, und hat deshalb nicht Ernst gebrauchen wollen, um nicht das Schicksal der Bewohner nach der Einnahme allzuhart werden zu lassen. Wieviel er dabei an sich selbst gedacht hat, getraue ich mir nicht zu beurtheilen. Indem er es aber nicht gewagt hat der bewaffneten und auf Leben und Tod entschlossenen Partei offen seine Meinung zu sagen, sondern es vorgezogen den Versuch zu machen ob er durch das Einhalten eines Mittelweges der Stadt zuletzt nicht wenigstens noch günstigere Bedingungen erwirken könne, mußte er sich in eine Menge von Zweideutigkeiten verwickeln und den Schein des Verrathes auf sich laden. Daß er noch lange nicht alle Vertheidigungsmittel der Stadt benutzt hat, ist unbestreitbar. Man hätte mit Leichtigkeit die Zahl der Kanonen verdoppeln können, und es hat sich herausgestellt daß man in der Stadt täglich viel mehr Schießpulver bereiten konnte als in den hitzigsten Gefechten verbraucht worden wäre. Er hat die Re-

volution zu Grunde gerichtet weil er nicht an ihre Kraft geglaubt hat. Muß schon jede Revolution zu Grunde gehen die in der Defensive bleibt, sei sie darin auch noch so stark, wie viel mehr eine Revolution die geflissentlich sich schlecht vertheidigt.

Gegen seine Untergebenen war Messenhauser herrisch, launenhaft und ungerecht. Ich habe ihn dreimal in seinem Hauptquartier besucht und jedesmal ähnliche Scenen erlebt, die mir sehr peinlich waren. Er wies in harter Form die dringendsten Meldungen ab, während er mit mir über sehr unwichtige Dinge fast eine Stunde sprach, — und dies zu einer Zeit, wo Alles auf dem Spiel stand! Ein Tyrann entsteht immer durch die Verbindung eines leidenschaftlichen Willens mit einem konfusen Kopfe! —

Schwer zu verzeihen ist es daß Messenhauser in seinem Verhöre ausgesagt hat Blum habe ihm die Präsidentur der Wiener Republik angeboten! — Ich weiß, daß im Scherz eine ähnliche Aeußerung gethan worden ist. Daß sie nicht ernstlich gemeint gewesen, geht aus dem schweren Verdacht der Verrätherei hervor welchen Blum gegen Messenhauser gehegt. Allein, Scherz oder Ernst, Messen-

hauser war durch nichts genöthigt die Aeußerung zu Protokoll zu geben. Er kann kein Motiv als das gehabt haben, sich vom Verdachte des Republikanismus rein zu waschen. Ich habe die Thatsache durch Blum erfahren, als dieser, nach bestandenem Verhöre, noch auf eine halbe Minute in unser gemeinsames Gefängniß zurückgebracht wurde, wo er gerade Zeit genug hatte, mir diese Einzelnheit mitzutheilen. Von diesem Augenblick an hielt ich Blum für verloren, und ich habe ihn auch nicht wieder gesehen. Am nächsten Morgen lebte er nicht mehr, und ich wurde in der Nacht aus dem Stabsstockhause in das Polizeihaus transportirt.

Messenhauser hat seine Fehler mit dem Tode gebüßt. Wir müssen einräumen, daß er sich in einer sehr schwierigen Stellung befunden hat. In einer Richtung stand er zwischen Windischgrätz und dem Reichstag, in der anderen zwischen der bewaffneten Demokratie und der bewaffneten Reactionspartei in der Stadt. Ihren wahren Sitz hat die Verrätherei in dieser letzten Partei gehabt, die im Gemeinderath stark repräsentirt war. Sogar ein kroatischer Offizier hat nach der Einnahme der Stadt zu einem mir

bekannten Manne gesagt: „Ihr habt Euch brav gehalten, aber Ihr seid verrathen worden.“ —

Wenn Du mich fragst, ob mit einem der Aufgabe ganz gewachsenen Obercommandanten die Demokratie hätte siegen können, so stehe ich nicht an mit ja zu antworten. Er hätte aber nicht vor dem Terrorismus der Revolution erschrecken und sich nicht auf die Defensive beschränken dürfen.

Ich muß für heute schließen.

III.

Frankfurt, 24. Januar 1849.

Ich benutze die erste freie Zeit um in meiner fragmentarischen Erzählung fortzufahren.

Die ersten Tage unseres Aufenthaltes in Wien wurden von uns zur Ausführung unseres Auftrages verwendet. Wir erließen eine Proklamation an das Wiener Volk, die an den Straßenecken befestigt und sehr bald von zahlreichen Menschengruppen gelesen wurde. Ich kann dir dieses Schriftstück nicht mit-

theilen, weil ich es nicht mehr besitze. Mein Glück ist es gwesen, daß es, als mir der Prozeß gemacht wurde, nicht vor dem Standgericht als Corpus delicti zum Vorschein gekommen ist. Die Plakate folgten sich in jenen Tagen so schnell, daß eins von dem andern überdeckt wurde ehe es noch trocken geworden war. Als Deputation erschienen wir vor dem permanenten Ausschuß des Reichstages, bei dem Obercommandanten, vor dem Gemeinderath und vor dem Studentenausschuß. Nur bei der erst- und letztgenannten Audienz bin ich mitgewesen, da ich während der ersten Tage unserer Anwesenheit mich unwohl befand. Blum war unser Sprecher, und entledigte sich seiner Aufgabe mit seiner gewohnten Virtuosität in Gelegenheitsreden. Im permanenten Ausschusse des Reichstages antwortete ihm Schuselka, im Gemeinderath der junge Baron Stifft, ein der Revolution zugethaner geistreicher Mann, von dem ich im Sommer Reden gehört habe, die sich in den feinsten Pointen, in überraschenden, oft zierlichen Bildern und in schlagenden Urtheilen bewegten. Er und Dr. Tausenau sind nicht nur die beiden bedeutendsten Redner, sondern überhaupt die beiden be-

deutendsten Männer welche ich in Wien kennen gelernt habe. Der letzte, welcher im Oktober nach Ungarn gegangen war um mit dem Feuer seiner Worte die deutschen Bewohner von Budapesth fortzureißen, hat sich, wie Stifft, durch das Studium der politischen Klassiker Englands gebildet; als Redner aber ist sein Charakter ein ganz entgegengesetzter; denn für die schönen Blumen mit denen jener den Hörer überschüttet, hat dieser kolossale, mit grellen Farben ausgemalte Bilder, von denen die Phantasie der Menge in revolutionäre Aufregung versetzt wird. Ich erinnere mich einer Rede dieses Mannes, die er im August oder September vor einer großen Volksmenge im Odeon hielt, und in welcher folgende Stelle vorkam: „Die Riesenschlange der Reaktion windet sich wieder langsam empor aus dem stinkenden Sumpfe der Camarillen. Sie zischt schon wieder gegen die Kämpfer der Freiheit. Die Aristokraten schlürfen schon wieder den Hoffnungsäther der Salons. Die Polizei schnüffelt schon wieder mit Unverschämtheit an allen Orten. Das Federvieh der Kanzleien bläht sich schon wieder und kollert wie zuvor. Die Klosterbäuche grunzen schon

wieder aus dem Schweinekofen der Frömmelei; — und das gekrönte Scheusal an der Newa wiehert wohlfällig sein Hallelujah in das gräuliche Concert!" — Dazu denke Dir einen Mann mit ausdrucksvoller, geistreicher Physiognomie, eine Erscheinung, welche die größte Aehnlichkeit mit dem bekannten Bilde hat das Napoleon auf St. Helena darstellt, — denke Dir eine den gebrauchten Bildern ganz entsprechende Declamation, — eine Gesticulation die das Aeußerste darstellt was das Theater aufzubieten hat, — endlich den Redner gleich einem Löwen im Käfige hin- und hergehend auf der acht bis zehn Schritte breiten Rednerbühne! — Doch ich kehre zu meiner Erzählung zurück.

Die Tage vom 20. bis zum 25. verstrichen uns ziemlich zwecklos, in unschlüssiger Stimmung, in Erwartung der weiteren Entwickelung der Dinge. Ich besuchte zuweilen den Studentenausschuß oder den demokratischen Centralverein, und sorgte für die Vervollständigung meiner Bewaffnung. Wir beschäftigten uns mit dem Gedanken der Abreise, und konnten uns doch nicht zu derselben entschließen. Ob ein Kampf, ob eine friedliche Capitulation der

Ausgang sein werde, ließ sich nicht voraussehen. Für beides gab es eine starke Partei in der Stadt, und während außen der Feind stand, drohte im Innern der Kampf unter den Belagerten auszubrechen. An einem dieser Tage bat mich ein mir unbekannter Mann, ihn in dem Versuche zu unterstützen den Eintritt in einen gewissen Flügel des Zeughauses zu erhalten, in welchem sich Artillerievorräthe befinden sollten die man verleugnete. Messenhauser selbst hatte erklärt daß keine Laffetten mehr vorhanden seien eine größere Zahl von Kanonen dienstfähig zu machen. Es gelang uns in die Räume einzudringen, und wir fanden die verleugneten großen Vorräthe. Ich glaube nicht daß von der Entdeckung Gebrauch gemacht worden ist, obgleich sie gemeldet wurde. Im Uebrigen war der Kanonendonner von den Vorposten her etwas ganz Gewöhnliches geworden, und störte weder in der fröhlichen Unterhaltung, noch im Essen und Trinken. Ich habe während dieser Zeit Besuche in Familien gemacht, wo mir Damen ihre Bewaffnung zeigten, Terzerole und Dolche, die sie sich für die äußersten Fälle angeschafft hatten. Sie waren sich sehr klar über die

Möglichkeiten denen man entgegenging und die nachher in reichem Maße eingetreten sind. Ueberall aber fand ich die Stimmung nur gesteigert, nirgends niedergedrückt, und niemals in meinem Leben bin ich besserer Laune gewesen als in dieser Zeit. Einen unheimlichen Eindruck haben mir nur die regelmäßig mit Anbruch der Nacht am Rande der Stadt beginnenden Feuersbrünste gemacht. So wie es dunkel wurde, begann auch der Himmel an verschiedenen Punkten des Stadtumfanges sich zu röthen. Der Feind machte einen mäßigen aber sehr systematischen Gebrauch von seinen Brandraketen. Der Gedanke an einen Straßenkampf in einer brennenden Stadt rückte mir sehr nahe, und es gibt keine gefahrvolle Situation und keine Form des gewaltsamen Todes die ich damals nicht in der Phantasie durchlebt hätte.

Am 25. wurde das Elitencorps errichtet, in welches Blum, Moritz Hartmann und ich eintraten. Trambusch hat sich am Kampfe nicht betheiligt. Der Commandant des Corps, Hauk, übergab Blum den Befehl der ersten, mir den der dritten Compagnie. Ich hatte vom militärischen Commando so wenig Begriff,

daß mir nicht einmal die einfachsten Ausdrücke bekannt waren; es handelte sich indessen hier nur um Muth, Umsicht und Autorität, und diese traute ich mir zu. Das Corps war ursprünglich zum Schutz des Reichstagsausschusses und des Obercommandos gegen eine Contrerevolution bestimmt, mit der die schwarzgelbe Partei drohte. Man war einigen Operationen dieser Partei auf die Spur gekommen, und sie war so verwegen geworden daß zuweilen Schüsse aus Häusern auf vorübergehende Männer der Revolutionspartei fielen. Es geschah dies einige Mal in der Gegend des Café français auf dem Stephansplatze, und am 26., als sich das Elitencorps auf dem Platze vor der Aula zu versammeln anfing, fiel ein Schuß aus einem benachbarten Fenster. Augenblicklich wurden die Häuser in der Nähe durchsucht, und bald brachte das Volk einige Geistliche geschleppt welche die Schuldigen sein sollten und welche man sogleich aufhängen wollte. Sie wurden indessen vor den Studentenausschuß geführt, der sich die edle Aufgabe gestellt alle Excesse einer unüberlegten Volksjustiz zu verhindern und die davon Bedrohten zu retten. Unser Commandant Hauk hatte uns fer-

ner erklärt daß das Corps unter dem ausschließlichen und unmittelbaren Befehle des Obercommandanten stehe. Sehr bald aber scheint man sich entschlossen zu haben uns auf andere Weise zu verwenden. Schon im Verlaufe des Tages vom 26. wurde Blum mit seiner Compagnie und einem Theile der meinigen mit einem gefährlichen Auftrage vor den Feind geschickt. Ich blieb mit meiner mir übrig gebliebenen Mannschaft in unserem Hauptquartiere, der Aula, bis zu Abend, wo ich mit der zweiten und vierten Compagnie unter Haufs Befehl ausrücken mußte. Wir wußten nicht gewiß was wir zu thun erhalten würden, es schien aber als ob man unseren Muth sogleich auf eine entscheidende Probe stellen wollte. Der Obercommandant und der General Bem, sagte mir Hauk, wollten in der Nacht eine Recognoscirung außer der Stadt vornehmen, und wir sollten ihre Bedeckung sein. Wir standen ungefähr zwei Stunden vor der Stallburg. Ich sah daß während dem die Stadt von zahllosen kleinen Patrouillen durchstreift wurde, die jeden unbewaffneten Mann der sich blicken ließ festnahmen und abführten. Alle mußten entweder in ein

Mobilcorps eintreten, oder zu ihrer Compagnie in der Nationalgarde stoßen, oder Barrikaden bauen helfen, oder sich auf andere Weise zu Gunsten der Vertheidigung der Stadt nützlich machen.

Es mochte 11 Uhr in der Nacht sein, als ich mit meiner Mannschaft in die Jägerzeile commandirt wurde. Ich marschirte bis an die große Barrikade welche auswärts von der Kirche und von der Einmündung der rothen Sterngasse errichtet war, wo, so viel ich mich erinnere, fünf Stück Geschütz standen. Hier traf ich unsern Commandanten Hauk und den General Bem mit andern Offizieren. Ich wurde von Hauk dem General vorgestellt und erhielt von diesem den Auftrag ein großes Haus zu besetzen, welches, der Kirche gegenüber, die Ecke der rothen Sterngasse bildet und sich in die Marokkanergasse zieht. Ich sollte in jedes Fenster zwei Männer stellen, wozu freilich bei der außerordentlichen Größe des Gebäudes viermal so viel Leute gehört hätten, als ich hatte und sollte, wenn die Barrikade angegriffen würde, von hinten auf den Feind feuern lassen, denn das Haus lag außerhalb der Barrikade. „Sie werden Ihren Posten bis auf

den letzten Augenblick behaupten," sagte mir der General indem er mich verließ.

Ich nahm mit meinen Leuten von dem Hause Besitz. Es war größtentheils von seinen Bewohnern verlassen. Einige Thüren konnten geöffnet, andere mußten erbrochen werden. In einer Etage hatten einige Türken gewohnt, die mir auf der Treppe begegneten, indem sie mit phlegmatischer Ruhe ihr Nest vor uns Friedensstörern räumten. Unten jammerten einige kranke Frauen, die den gefährlichen Ort nicht hatten verlassen können.

Wir ließen es unsere erste Sorge sein die Umgebungen des Hauses zu untersuchen. Ein Hof hinter demselben war durch eine Mauer von einem Garten getrennt der ungefähr mannshoch tiefer lag. Hier war für uns die einzige Möglichkeit uns zurückzuziehen wenn sich unsere Position nicht sollte halten lassen. Ich mußte an diese Möglichkeit denken. Die Position blieb bei aller Vorsicht für den Fall eines Angriffes, wenn er nicht zurückgeschlagen wurde, ein verlorner Posten. Ich ließ ein Stück der Mauer hinab in den Garten werfen und gewann dadurch die Communication mit einem Aus-

gang in die rothe Sterngasse, also hinter unsere Barrikade. Bei hellem Mondschein drang ich, von einem meiner Leute begleitet, aus dem nächsten Garten in den folgenden, und so fort, indem ich ohne Mühe die Planken durch welche sie getrennt waren durchdrückte. Die Gärten lagen dem Odeon gegenüber, und erstreckten sich bis an die Gärtnergasse und Stadtgutgasse. Ich kehrte zurück und ging durch die rothe Sterngasse am Odeon vorbei bis in die genannten äußersten Straßen hinaus, deren Ausgängen die feindlichen Vorposten im Prater gegenüberstanden. Die Straßen waren durch Barrikaden gesperrt, aber diese waren von den Vertheidigern verlassen. Die Stadt war todt und lag dem Feinde offen, der auf den Treppen unseres Hauses sein konnte ehe meine Leute aus dem Schlafe zu wecken gewesen wären. Nach dem Hause zurückgekehrt, traf ich einen Offizier der unsere Unterstützung zur Vertheidigung der äußersten Barrikade der Jägerzeile verlangte. Die Besatzung bestehe nur noch aus einer ganz kleinen Zahl ermüdeter Leute. Ich mußte ihm seinen Wunsch abschlagen und er verließ mich sehr erzürnt. Ich schickte nachher einen

Mann hinaus, der mir die Mittheilung brachte daß zur Vertheidigung dieser großen Barrikade und zur Bedienung der dort stehenden Geschütze nur acht Mann vorhanden seien. Die Kanonen unter unsern Fenstern hatten die ganze Nacht nur einige Mann Wache, welche unfähig gewesen wären auch nur eine zu bedienen. In den anstoßenden Häusern uns gegenüber lag Besatzung, aber sie hatte sich größtentheils dem Schlafe überlassen. Zu meinem Troste erfuhr ich daß in einem getrennten Flügel unseres Hauses noch zwei verschiedene Freicorps sich einquartirt hatten. Ich fand auch diese, einige Zimmer füllend, in tiefem Schlafe, weckte aber ihre Hauptleute und verständigte mich mit ihnen über die Vertheidigung des Hauses. Nach dieser großen Recognoscirung theilte ich dem General Bem in einem Rapporte die Ergebnisse derselben mit und verlangte Verstärkung.

Am Morgen um Sonnenaufgang hielt der General unter dem Fenster unseres Hauses, ließ mich herabrufen und gab mir den Befehl mit meinen Leuten das Haus zu räumen und die Barrikade am Ende der Stadtgutgasse zu besetzen. Es mochte

7 Uhr sein, als wir unsere neue Position eingenommen hatten.

Es war nicht das Ende an der Taborstraße, sondern das an der großen Fuhrmannsgasse. Zwischen dieser Barrikade und der am Ende der Jägerzeile war noch eine kleinere, die den Ausgang einer Nebengasse verschloß, von der ich glaube daß sie die kleine Gärtnergasse heißt. Es hatten sich Moritz Hartmann und einige andere Männer welche zu Blum's Compagnie gehörten aber von ihr getrennt worden waren, an meine Compagnie angeschlossen. Es mochten zusammen 15 Mann sein. Diese besetzten die kleinere Barrikade und ein an ihr liegendes kleines Haus das wir schon ziemlich von Kanonenkugeln durchlöchert fanden. Aus dem oberen Stock dieses Hauses konnte man auf Büchsenschußweite die feindlichen Vorposten sehen. Zwischen den beiden Barrikaden die auf diese Weise von meinen Leuten besetzt waren, erstreckte sich eine Gartenmauer, hinter der wir schon einige steirische Schützen postirt fanden die zu einem in den Häusern der Stadtgutgasse liegenden Freicorps gehörten. Ihr Hauptmann mit ausgewählten Scharfschützen hatte

gerade neben unserer Barrikade das Eckhaus der großen Fahrmannsgasse inne. Es waren in die Mauer schon einige Schießlöcher gemacht. Ich ließ ihre Zahl vermehren und stellte noch etwa 10 Mann dahinter. So hatten wir eine ziemlich respectable Vertheidigungslinie, die wir mit ungefähr 70 Mann besetzen konnten. Vor uns lagen die Gebüsche links vom Praterstern, welche uns den Bahnhof der Ferdinandsnordbahn verdeckten. Welche feindliche Macht wir uns gegenüber hatten, konnten wir nicht beurtheilen, doch wußten wir bald daß bei dem Bahnhofe, der stark besetzt war, feindliches Geschütz stand.

Von den obern Böden benachbarter Häuser beobachteten wir auch daß nicht weit von uns feindliche Mannschaft mit Erdarbeiten beschäftigt war, und daß sich Truppenmassen gegen den Eingang zur Taborstraße bewegten. Dieser Eingang war durch eine starke, gut mit Geschütz besetzte Barrikade gedeckt, welche bei der Mündung der Stadtgutgasse in die Taborstraße, also am anderen Ende unserer Gasse errichtet war, und schon Vormittags anfing ein lebhaftes Kanonenfeuer zu eröffnen, welches den ganzen Tag in Unterbrechungen fortdauerte.

So waren wir auf unserer linken Seite gedeckt. Auf der rechten lag uns die äußerste Barrikade der Jägerzeile, die ebenfalls den ganzen Tag über, gegen wen konnten wir nicht sehen, ein lebhaftes Kanonen- und Kleingewehrfeuer unterhielt. Aus dem dritten Stockwerke des Eckhauses der großen Fuhrmanns- gasse schossen die steirischen Schützen zuweilen über unsere Köpfe, und gewöhnlich hörten wir nach dem Knall oben die Worte: „der liegt!“ Wir konnten auf diese Weise vor einem Angriff unseres Punktes einigermaßen sicher sein. Nur einige wenige Büchsen- kugeln kaiserlicher Jäger verirrten sich nach unserer Position. Eine derselben, welche mir insbesondere gegolten hatte, traf die Ecke der Mauer, um welche ich mich eben vorsichtig hervorbog um einen Theil des vor uns liegenden Terrains zu übersehen. Zwei Spannen weit von meiner Stirn brach sie eine Kerbe aus der Ecke. Wir selbst erhielten keine Veranlassung von unsern Waffen Gebrauch zu machen. Einige Schüsse von denen sich meine Leute nicht abhalten ließen, waren reine Verschwendung von Munition. Unsere Beschwerden bestanden einzig in Hunger und Frost, welcher letzte besonders in der Nacht vom

27. auf den 28. uns lästig fiel. Die meisten meiner Leute waren sehr leicht bekleidet und der Mangel warmer und gewohnter Speisen vermehrte das Bedürfniß eines Schutzes gegen die kalte Nacht. Wir zündeten anfangs ein Feuer an, aber einige Schüsse die gegen uns fielen, nöthigten uns es ausgehen zu lassen. Gegen Einbruch der Nacht hörte ich ein mir unbekanntes Pfeifen in der Luft. Es war der Ton einer fliegenden Brandrakete. Zehn Minuten später röthete sich der Himmel in der Richtung der Jägerzeile. Bald schlugen Flammen empor. Wir hörten das Prasseln des brennenden Holzwerks, das Krachen der zusammenstürzenden Balken die ganze Nacht, ohne zu wissen was weiter vorgehe. Dabei war die Nacht ruhig als ob Alles in vollkommenster Ordnung wäre. Nur dann und wann fiel ein einzelner Schuß, wahrscheinlich von einem furchtsamen Wachtposten der lieber zu früh als zu spät schießen wollte.

Es war die dritte Nacht die ich schlaflos und fast immer auf den Beinen zubrachte. In einem der verlassenen Häuser der Nachbarschaft fand ich eine schöne Bettdecke, die ich mir nach dem Gebote der

Noth aneignete. Dieselbe als Mantel benutzend stand ich den größten Theil der Nacht auf einer Leiter, mit dem Kopf über eine Mauer hinaussehend, hinter der der Feind war. Man hätte uns hier auf die leichteste Weise überraschen können, da von hinten eine breite Treppen auf die Mauer und auf das damit in Verbindung stehende platte Dach eines Pavillons führte, das auf Stockwerkshöhe über unserer Barrikade lag. Die steierischen Schützen auf die wir uns am Tage hatten verlassen können, schliefen die ganze Nacht fest in den Häusern, und einige meiner Leute die ich als Wachtposten in die Fenster eines anstoßenden Hauses gestellt hatte, fand ich bei einer Visitation ebenfalls in tiefen Schlaf versunken, obschon, als sie die Läden geöffnet hatten, zwei Schüsse in die Fenster gefallen waren.

Während die Röthe der Feuersbrunst erlosch, dämmerte der Morgen. Etwas später bemerkten wir feindliche Truppenbewegungen. Ein Verdacht erregender Mann veranlaßte uns am Vormittage zur Untersuchung eines nahen Hauses, durch dessen Hof der Feind sehr bequem hätte eindringen und mehrere benachbarte Barrikaden hätte umgehen können. Im

Keller dieses Hauses fand ich einen lahmen Mann und einige Weiber, die sich aus Furcht hinter zusammengehäuften Betten versteckt hatten. Ich stellte ihnen vor daß sie ersticken müßten wenn das Haus in Brand kommen sollte, und brachte sie dahin den Keller zu verlassen. Soviel ich erfahren habe ist das Haus einige Stunden später wirklich verbrannt.

Als ich etwa um 9 Uhr über meine Stellung Rapport einschickte, verlangte die Mehrzahl meiner Leute, welche schon vor dem Eintritt in das Elitencorps einen beschwerlichen Dienst gehabt hatte während seitdem Alle kaum auf das Nothdürftigste verpflegt worden waren, daß ich um Ablösung bitten solle. Ich that es, und ungefähr um 11 Uhr erschien die Ablösung. Einige Umstände verzögerten unsern Abmarsch. Als wir in den untern Theil der Jägerzeile gegen die Brücke hin kamen, begann die Kanonade auf der ganzen Linie die wir eben verlassen hatten, und kaum waren wir in die Aula eingerückt als die ganze Leopoldstadt genommen war.

Ich habe Dir hiermit die Geschichte meiner ganzen militärischen Laufbahn gegeben. Sie ist in der That von sehr geringem geschichtlichen Interesse;

indessen glaube ich daß sie Dir eine lebendige Anschauung von der Mangelhaftigkeit der Vertheidigungsanstalten giebt. Du siehst auch aus meiner Erzählung daß der Zufall mich der Gefahr eines Kampfes entführt hat der sehr mörderisch geworden ist, und namentlich den größten Theil derer welche nach uns das Haus in der Jägerzeile besetzten, aufgerieben hat. Ich habe bei meiner Vertheidigung vor dem Standgerichte den zufälligen Umstand, von den Waffen gegen die kaiserlichen Truppen nicht wirklich Gebrauch gemacht zu haben, zu meinem Vortheile benutzt. Die Richter haben mir die Einwendung der absoluten Zufälligkeit gemacht; in den Erwägungen zu meiner Begnadigung findet sich indessen der Umstand doch mit aufgenommen. Der Zufall ist also doppelt zu meinem Glück ausgeschlagen. Robert Blum hatte schon auf der Barrikade dem Tode näher ins Auge gesehen als ich. Doch genug für heute.

IV.

Frankfurt, 6. Februar 1849.

Indem ich die Geschichte meiner achttägigen Gefangenschaft auf meinen nächsten Brief aufspare, will ich den heutigen dazu anwenden Einiges zu erzählen, was dazu beitragen kann den Zustand der Stadt in den Tagen vom 28. bis 31. October zu charakterisiren.

Als ich um Mittag des erstgenannten Tages mit meinen Leuten auf dem Universitätsplatze ankam, war er von Menschen erfüllt die sich bei der fortdauernden Kanonade und den unglücklichen Nachrichten aus den Vorstädten in steigender Aufregung befanden. Aus dieser Volksmasse sammelte und bewaffnete bald dieser bald jener freiwillige Anführer einen Haufen, mit dem er unter Trommelschlag abzog. Ich fand auf diesem Platze 80 bis 100 Mann aufgestellt die zur Ergänzung meiner Compagnie gesammelt worden waren. Als man hörte daß die kaiserlichen Truppen durch mehre Vorstädten hereingebrochen seien, steigerte sich die Aufregung bis zum

Fanatismus, während der Ruf „Verrath,“ mit mannigfachen Verwünschungen vermischt, durch die Massen lief. Obgleich zahlreiche Frauen auf dem Platze waren, habe ich doch keinen Laut des Jammers und der Klage sondern nur die Töne der Wuth vernommen. Bewaffnete Weiber mischten sich jetzt unter die Männer, und einige reihten sich, ohne sich durch irgend etwas abhalten zu lassen, unter die aufgestellte Mannschaft meiner Compagnie. Ein Schauer, ich gestehe es, durchlief mich, als die eine von ihnen ein Bajonnett als Dolch in der Hand, mit dem Ausdrucke unbeschreiblicher Exaltation von mir eine Muskete verlangte. „Ich bin eine Ungarin!“ rief sie; „ich habe schon Wölfe geschossen! ich weiß die Waffen zu führen! Nur über meine Leiche geht der Weg in die Stadt!“ — Eine andere, ein junges hübsches Mädchen mit gutmüthigem Ausdruck, war in ihrem Benehmen das Gegentheil dieser deklamirenden Amazone. Still und heiter, mit leuchtendem Auge, stand sie in der Reihe und schulterte einen Karabiner. Mehrmals von mir aus der Linie entfernt, hatte sie sich immer eine Minute nachher an einer andern Stelle wieder eingedrängt, und als ich

ungeduldig wurde, sah sie mich so bittend an daß ich es nicht vermochte Gewalt zu brauchen. Ich stellte ihr vor daß sie zu schwach und ungeübt sei um im Kampfe nützen zu können, daß sie aber mit den andern Frauen uns begleiten möge um Verwundeten beizustehen. „Nein, wir wollen auch mit sterben," antwortete sie mir mit schüchterner Stimme aber heiterem Ausdruck. Ich war am Ende meiner Einwendungen.

Ich will Dir bei dieser Gelegenheit einen andern kleinen Charakterzug erzählen, der Dich, so nichtsbedeutend er neben den Vorgängen dieser Tage ist, doch interessiren wird. Zwei meiner Leute hatten einen heftigen Streit mit einander. Vergeblich hatte ich sie zu verständigen gesucht, vergeblich darauf den einen eine Zeit lang einsperren lassen. Der Streit begann von Neuem als er wieder frei wurde. „Ich bin ein Ungar!" rief der andere; „er hat mich beleidigt und ein Ungar läßt sich nicht beleidigen!" Sie fällten die Bajonette gegen einander und mußten, während der Ungar vor Leidenschaft außer sich war, mit Gewalt getrennt werden. Um diesen zur Ruhe zu bringen versuchte ich es mich an sein

Ehrgefühl zu wenden. „Bruder!“ sagte ich indem ich ihm die Hand auf die Schulter legte, „Du bist ein Ungar! — willst Du mir einen Gefallen thun um den ich Dich bitte? versprich es mir!“ — „Ja Hauptmann, ich verspreche es Dir!“ „Nun so gieb Deinen Streit auf und schweig!“ — Er setzte sich stumm wie ein Todter auf die Treppenstufe, und der Streit war beseitigt.

Ich wartete auf neue Verwendung meiner Compagnie, so sehr mir der weitere Kampf zwecklos schien. Die meisten Vorstädte waren verloren und die andern mußten bald nachfolgen. Die innere Stadt hatte, wenn sie die Thore nicht freiwillig öffnete, die Aushungerung oder ein Bombardement oder beides mit einander zu erwarten. Außerdem hatten alle unsere Vertheidigungsmaßregeln für mich schon längst den Charakter eines Scheinkrieges. Am Abend begegnete ich ganz zufällig in der anstoßenden Straße unserem Commandanten Hauk, einem ehrlichen und wackeren Kämpfer, der mir persönliche Liebe bis zur Zärtlichkeit bewiesen hatte und noch bewies. Er sagte mir, indem er mir, die Hand reichte, ich möchte mich mit meinen Leuten bereit halten,

um im äußersten Nothfall verwendet werden zu können. Ich sah es ihm aber deutlich an daß auch er den Widerstand nur noch als eine Ehrensache betrachtete.

Unterdessen war auch Blum von seinem Posten an der Nußdorfer Linie zurückgekehrt, wo er lange im heftigen Feuer gestanden hatte. Wir sprachen uns am Abend noch auf kurze Zeit, und theilten uns unsere Beobachtungen und Reflektionen mit, deren Ende der Entschluß war, uns vom weiteren Kampfe zurückzuziehen. Auf die Einzelnheiten unseres Gedankenganges will ich hier nicht eingehen. Wir hielten den weiteren Kampf für zwecklos. Die Oberleitung Messenhausers hielt Blum für absichtlich und planmäßig verrätherisch, ich hielt sie wenigstens für gewissenlos und betrügerisch gegen die kämpfende Partei. Die einige Tage später von ihm erlassene Proklamation, in der er geradezu sagt daß er nie im Ernst daran geglaubt habe die Stadt halten zu können, daß es ihm nur um eine ehrenvolle Opposition und um die Erwirkung günstigerer Bedingungen zu thun gewesen sei, hat bewiesen daß ich richtig geurtheilt hatte.

Blum brachte die Nacht auf den 29. in unserem Gasthause, der Stadt London zu; ich lagerte mit meiner Compagnie im Saale der Aula. Ein unglücklicher Tag lag hinter uns, ein noch unglücklicherer muthmaßlich vor uns. Mehrere meiner Leute wurden in Folge von Anstrengungen, Kälte, und plötzlicher Uebersättigung krank, und ihr Zustand vermehrte die peinliche Lage dieser unheimlichen Nacht. Am Morgen um 5 Uhr suchte ich Blum auf. Einer seiner Lieutenants, der bei ihm schlief, redete uns zu, ohne Aufschub schriftlich unsere Entlassung zu fordern. Um 6 Uhr thaten wir es, und hiermit endigte unsere Betheiligung an dem Kampfe.

Am 29. Mittags traf sich wieder die gewohnte Tischgesellschaft im rothen Igel, von der jetzt die meisten Mitglieder nicht mehr am Leben sind oder flüchtig umherirren. Man sprach von den bestandenen Gefahren, man sprach von Verrath und Rache, und draußen auf der Straße nahmen die bewaffneten Volkshaufen, in denen die gleichen Gedanken lebten, eine finstere drohende Miene an. Das Herannahen der Ungarn und das Aufgehen einer neuen

Hoffnung gab den Gedanken eine andere Richtung und dieser gefährlichen Stimmung einen Ableiter.

Der Wechsel der Stimmung war außerordentlich als am 29., nach der Hoffnungslosigkeit in der uns der vorhergehende Tag gelassen hatte, sich die Nachricht verbreitete, daß in geringer Entfernung von Wien eine ungarische Armee in Schlachtordnung stehe und das kaiserliche Heer ihr entgegenziehe. Ich war auf dem Stephansthurme wo man die Schlacht, wenn auch nicht sehr deutlich, sehen konnte. Ich sah den Blitz und Dampf und hörte den fernen Donner der Batterien. Der Abend kam und ließ den Ausgang ungewiß.

Denke Dir die Lage der Stadt, mein Freund, und begreife unsere Spannung! — Im Innern zwei auf den Tod verfeindete Parteien und in den Reihen der einen das Mißtrauen bis zum offenen Vorwurfe des Verraths! Außen eine die Stadt belagernde Armee, welche schon die meisten Vorstädte genommen hat, hier wilde Greuel verübt von denen uns stündlich neue Flüchtlinge erzählen, und die innere Stadt mit dem gleichen Schicksal bedroht! Eine zweite Armee, die der Stadt zum Ent-

saß kommt, und kämpfend, mit immer näher rückendem Kanonendonner, heranzieht! Nun bricht die Nacht ein und wirft ihren Schleier über das Schicksal des Kampfes, dessen Dröhnen in Unterbrechungen selbst in der Dunkelheit fortdauert! Die Schlacht erneuert sich am folgenden Morgen und rückt der Stadt näher als Tags zuvor! Auf der Bastei über dem Kärnthner Thor habe ich die Bewegung der Truppenmassen auf der Höhe von Spinnerin am Kreuz gesehen. Den ganzen Tag über bleibt unser Schicksal ungewiß! Plötzlich, nach dem Eintritt der Nacht, steigt von der Spitze des Stephansthurmes eine Rakete empor, und das unten auf dem Platze stehende Volk bricht in Jubel aus. In abgemessenen Zwischenräumen folgt eine zweite, dritte, vierte, fünfte, sechste Rakete, die ihre hellen Leuchtkugeln über die beklommene Stadt werfen! Sechs Raketen — das verabredete Zeichen daß die Ungarn bei der Stadt angelangt sind, und, wie es das Volk erklärt, gesiegt haben! Das Volk auf dem Stephansplatze jubelt lauter und lauter! Ich konnte die Freude nicht theilen; ich konnte, ich weiß nicht weßhalb, an unser Glück nicht glauben. Wäre es wahr gewesen, der

Strom der Weltgeschichte hätte sich ein neues Bette gewühlt gehabt. „Freuet euch nicht zu sehr, damit ihr morgen die Trauer tragen könnt!" rief ich unter die um mich stehenden Menschen. Einige Männer gaben mir Recht. Das Volk verlief sich allmälig, und ich ging in trüber Stimmung nach Hause.

Der 31. war gekommen und die Ungarn waren verschwunden. — Ein Kampfgenosse forderte mich auf, mit ihm die Runde über die Basteien der Stadt zu machen. Wir begannen mit der Bieberbastei und wandten uns gegen das Kärnthner Thor. Auf den Basteien war die ganze Mannschaft zu finden von der die Stadt noch vertheidigt wurde. Sie stand an den Batterien, hielt die Muskete oder Büchse in der Hand, oder arbeitete an größtentheils zwecklosen Schanzwerken, die wie Spielereien für Knaben aussahen. Plötzlich, in der Gegend des Kärnthner Thores angekommen, sahen wir Colonnen kaiserlicher Truppen durch die Vorstadt Landstraß herab und über das Wasserglacis gegen das Burgthor ziehen. Mein Begleiter hielt diese Bewegung für einen Rückzug. Die Ungarn, meinte er, seien auf der Landstraß eingedrungen. Wir eilten gegen das Burg-

thor weiter. Ihm gegenüber sammelten sich die kaiserlichen Truppen. Das äußere Thor war im Innern zwar verrammelt, aber fast ganz ohne Vertheidiger; das innere fanden wir von der schönsten schwarzgelben Nationalgarde in glänzender Paradeuniform — mit der Front — gegen die Stadt besetzt — augenscheinlich um vorwitzigen Zuzügern den Weg zu versperren, die etwa noch Lust haben sollten das Thor zu vertheidigen. Es handelte sich nur noch um den Schein einer Einnahme; in Wahrheit war es eine Uebergabe! — Man hatte ja auch capitulirt, und nur die Ungarn hatten wie es scheint die reumüthige Bürgertugend selbst mancher Gutgesinnten auf eine zu harte Probe gestellt. Der Versucher war nun von dannen gewichen, und die Bürgertugend feierte ihren Triumph. Ich eilte zu meinen Freunden im rothen Igel, und meldete daß wir in einer Stunde mit den Croaten speisen würden. Es geschah nicht ganz so; aber während wir beim Essen saßen, begann das Bombardement, und es sprang eine Granate auf dem Dach unseres Hauses und ließ Eisenstücke und Ziegelsteine in den Hof hinab regnen.

Wir waren in der Stimmung uns nicht stören

zu lassen. Es giebt einen heiteren Humor der sich in hoffnungslosen Lagen einstellt. Er belebte jetzt unseren kleinen Kreis, zu dem, außer einer jungen Dame aus Leipzig, die, von ihrer Wohnung in einer der Vorstädte abgeschnitten, von Blum auf der Straße getroffen worden war, mehrere andere Damen gehörten, und wir saßen ruhig, bis ein alter erfahrener Offizier uns überredete, der Vorsicht wegen uns in das untere Stock des Hauses zu begeben. Kaum hatten wir unten Platz genommen, als im Hofe des Hauses eine Granate platzte, und die Bruchstücke durch das Fenster in ein anstoßendes Zimmer schlugen. Die Beschießung dauerte, wenn ich nicht irre, ungefähr 1½ Stunde. Es ist bekannt daß in der Bibliothek Feuer ausbrach. Es wurde durch eine Raketenbatterie entzündet, die am Eingang in die Mariahilfer Hauptstraße vor dem Caffeehause Casa Picola errichtet war und von einem Lieutenant Neu commandirt wurde. Daß man diesen Brand den Proletariern schuld gegeben hat, gehört zu den Schändlichkeiten deren sich eine siegende Reaction niemals schämt.

V.

Frankfurt, 22. Januar 1849.

Ich komme nun zur Geschichte unserer Gefangenschaft.

Am 4. November Morgens 6 Uhr wurden wir, Robert Blum und ich, verhaftet, und jeder von uns gesondert nach dem Stabsstockhause transportirt, wo wir uns in einem Zimmer wiederfanden, welches eigentlich für die Canzlei des Gefängnisses bestimmt und für uns ausdrücklich geräumt war. Der General Cordon, sagte man uns, habe befohlen uns den besten Raum des Hauses zu geben, und uns alle Bequemlichkeiten zu gestatten die mit der Gefangenschaft zu vereinigen seien. Wir hätten, fügte man hinzu, die Erlaubniß zu essen und zu trinken was wir wollten, zu rauchen, zu lesen und zu schreiben, und wir zögerten nicht von diesen Freiheiten Gebrauch zu machen. Schwerlich hat man damals schon die Absicht gehabt für unsere Betheiligung an dem Widerstande der Stadt, den man sicherlich damals so gut gekannt wie später, Einen

von uns mit dem Tode büßen zu lassen. Sehr viele und verschiedene Gründe sprechen dafür daß dieser Entschluß erst später, ich glaube definitiv erst am 8. entstanden ist.

Wir waren in unserm Gefängniß ungefähr in der Lage in der sich ein Volk mit einer octroyirten Verfassung befindet: wir hatten allerlei schätzbare Freiheiten und nur die Freiheit war es die uns fehlte. Unser Fenster hatte zwar ein Eisengitter aber es war groß und gewährte uns eine freie Aussicht auf die sehr belebte Bastei vor dem Stabsstockhause und der Salzgrieskaserne, welche wenn ich nicht irre die Elendbastei heißt. In der Regel waren aber die Eindrücke niederschlagend welche wir durch die Aussicht aus unserm Fenster erhielten. Ununterbrochen führte man neue Gefangene in das Stabsstockhaus, dessen Thür gerade unter unserm Fenster lag, und ein blasses scheues Volk von Frauen umschlich das Gebäude, und warf forschende Blicke nach den vergitterten Fensterchen desselben, um vielleicht dem Auge eines gefangenen Gatten, Sohnes, Bruders oder Geliebten zu begegnen. Das Haus enthielt 700 bis 800 Gefangene.

Als ich am 5. oder 6. zufällig ans Fenster trat, wurde ich durch das was ich sah in hohem Grade frappirt, und ich mußte meinen Verstand zu Hilfe nehmen, um nicht in eine abergläubische Stimmung zu verfallen.

Vor mehreren Jahren hatte ich in der Schweiz den Verfasser mehrerer Romane — Tony, Adalay u. a. — kennen gelernt, welcher unter dem Namen Anton Vilney geschrieben hat, aber seinem wahren Namen nach ein Herr v. Terzki oder Tertschanski ist. Als ich im August und September in Wien war, hatte er mich in meiner Wohnung aufgesucht, ohne mich zu Hause zu finden. Er ließ seine Karte zurück, auf die er, ich weiß nicht was er sich dabei gedacht haben mag, die Worte geschrieben: „ich habe Sie nicht zu Hause gefunden, aber bei Philippi sehen wir uns wieder!“ Und eben als ich jetzt ans Fenster trat, brachte ein Croatenhaufen diesen Mann als Gefangenen daher. Zwei Sereschaner in ihrer blutrothen Uniform, die langen Flinten über den faltigen rothen Mantel gehängt, führten ihn zwischen sich, indem ihn jeder an einem Arme gefaßt hielt, und der übrige Haufe umgab ihn

mit dem eigenthümlichen finsteren Blicke dieser südlichen Slaven. Aber niemals habe ich einen Menschen mit dem Ausdruck einer größeren Ueberlegenheit über seine Situation gesehen, als diesen Terzki, wie er, sich heiter umsehend, in der Mitte des wilden Volkes vor der Thüre des Stabsstockhauses stand, bis der Befehl kam ihn herein zu führen. Als am 8. Abends an die Stelle Blums, der nach bestandenem Verhör in eine andere Zelle gebracht worden war, ein Herr Eberle zu mir gethan wurde, erzählte mir dieser daß er bisher mit Terzki, dem jungen Baron Schlechta, und einem Polen dessen Namen ich vergessen, die Zelle getheilt in welche nun Blum gekommen sei, und ich erfuhr später, am 12. Vormittags, daß wirklich Blum in Gesellschaft dieser Männer die letzte Nacht seines Lebens, theils in heiterer Unterhaltung theils in ruhigem Schlafe zugebracht hat. Terzki war, wie ich erfuhr, bei dem Hauptquartier Jellachich's vorübergehend, verhaftet und in einen Stall gebracht worden, wo er hören und sehen mußte, wie die Bestien welche ihn hereingeschleppt, Anstalt machten ihm mit dem Handschar den Kopf abzuschneiden. Das Eintreten eines

Offiziers rettete ihn vor dieser voreiligen Execution. In der Zeitung habe ich später, ohne sagen zu können ob die Nachricht eine sichere war, seine Verurtheilung und Hinrichtung durch Pulver und Blei gelesen. Soviel ich weiß war Terzki der Anführer aufständiger slowakischer Bauern zur Zeit der Cholera-Unruhen in Ungarn, und wurde damals zum Tode verurtheilt und auf dem Richtplatze begnadigt. In der Schweiz führte er ein zurückgezogenes und menschenscheues Leben. In Wien gab er im Sommer die Gassenzeitung heraus, welche, wenn ich nicht irre, in slavischem Interesse geschrieben war.

Im Ganzen verstrich uns der 4. und 5., bis zum 6. Abends, ziemlich gleichmäßig. Blum las Jellineks kritische Geschichte der Wiener Revolution, ich ging, in mir selbst zu sehr beschäftigt um lesen oder schreiben zu können, im Zimmer auf und ab; oder wir erschöpften uns in scharfsinnigen Combinationen über unser Schicksal. Blum suchte sich dabei augenscheinlich die Annahme eines tragischen Ausgangs mit Gewalt entfernt zu halten. Aber während er davon sprach was er auf der Rückreise und nach der Rückkehr in Frankfurt thun wolle, zogen die

Schatten einer düstern Ahnung durch seine Seele, die er nicht stark genug war zu bannen. Er saß zuweilen stumm am Fenster, während ich ihn unbemerkt beobachtete. Sein Gesicht röthete sich, seine Augen wurden trübe, und seine Hand zitterte. Er fing an, indem er sich zu mir kehrte, von seiner Familie zu sprechen. Einmal ging ein Kindermädchen mit einigen Kleinen unter dem Fenster vorüber Blum rief mich und sagte mir: „sieh da gehen meine Kinder!“ Der Gedanke an Weib und Kind schien ihn vorherrschend zu beschäftigen. Er stimmte aber auch mit mir überein daß der Tod hauptsächlich nach dem Maße erfüllter oder nicht erfüllter Lebenszwecke leichter oder schwerer sei, und in diesem Sinne ist er ihm schwer geworden. Bei dem Gedanken an das Sterben schien sich ihm die ganze Geschichte seines Lebens vor dem Blick zu entrollen, und er fing an mir nicht ohne Bitterkeit die traurigen Verhältnisse seiner Jugend zu erzählen. Sie hatten in seinem Herzen einen Stachel zurückgelassen dessen Schmerz er noch immer empfand, — ein Gift welches der gereifte und zu so großer Gunst des Volkes gelangte Mann nicht überwunden hatte. Der Mann des ge-

müthlichen Wesens, des klaren Denkens und der ruhigen Rede, war im Innern ein Vulkan bitterer Empfindungen und glühender Leidenschaften. Daß dieser Vulkan nicht bestimmt war zum Ausbruch zu kommen, war der tragische Charakter seines Lebens und seines Todes. Die Ungerechtigkeit der Welt, mit der er von seiner Geburt an im Kampfe gelegen, behielt die Oberhand, und er mußte unterliegen. An den Sieg der Freiheit hat er ohne Zweifel geglaubt und dieser Glaube hat ihn erhoben und getröstet; in Bezug auf persönliches Schicksal aber wird es ihm schwer geworden sein mit versöhntem Gemüth von der Welt zu scheiden.

Wer ihn genauer betrachtet hat, dem ist ein Zug tiefer Melancholie, der Stempel des tragischen Schicksals in seinem Gesichte, nicht entgangen. Er hat diesen Zug mit seinem Schicksalsgenossen Hermann Jellinek getheilt, so wenig im Uebrigen beide Männer etwas mit einander gemein hatten. Wenn ich an den Eindruck denke den mir die Gesichtszüge dieser Männer lange vor der Katastrophe ihres Lebens gemacht haben, so muß ich mir sagen daß es geborene Märtyrer giebt. —

Mehrmals sagte mir Blum in diesen Tagen der gemeinsamen Gefangenschaft: „ich glaube Du wirst allein nach Frankfurt zurückkehren," — wobei er an seine auf der Aula gehaltene Rede und seinen im Radicalen abgedruckten Artikel gegen Windischgrätz dachte. Ich suchte ihm diese Ansicht auszureden, indem ich ihm vorstellte daß man entweder unsere Eigenschaft als Mitglieder der deutschen Nationalversammlung achten werde oder nicht, und daß uns in beiden Fällen ein gemeinsames Schicksal treffen müsse. Die Frage unseres Lebens oder Sterbens sei eine politische im entschiedensten Sinne des Wortes. Uns erschießen lassen sei der offene Bruch mit Deutschland. Beabsichtige man diesen so seien wir beide verloren; beabsichtige man ihn nicht so werde uns beiden nichts geschehen. Er hatte auf diese Erwägungen nichts zu antworten.

Zuweilen waren wir sehr guter Laune und lachten zum Erstaunen der Schildwache die vor unserer Thüre stand und die wir durch ein Fenster in derselben sehen konnten. Ein geringer Witz in der That mußte die Kosten dieser Stimmung tragen. So. z. B. hatte vor unserer Verhaftung einer unserer Freunde

Blum erzählt, daß er als der Vertraute und Vermittler einer Liebschaft der Prinzessin .... einigen Einfluß zu haben glaube, den er, wenn es Noth thue, zu unseren Gunsten anwenden werde. Die romantische Perspective, durch eine Prinzessin gerettet zu werden, gab uns Anlaß zu manchem Scherz, der uns die Stunden verkürzen half.

Es sind seit Blum's Tode seine religiösen Ansichten einige Mal öffentlich erwähnt worden, und man hat sogar die Behauptung verbreitet er habe sich vor seinem Ende ich weiß nicht von welcher Ketzerei bekehrt. Ich bin mit Blum die letzten Tage seines Lebens in ein Zimmer eingesperrt gewesen. Wir haben uns über Leben und Tod, Moral und Politik, Vernunft und Aberglauben unterhalten. Ein religiöses Gespräch aber haben wir nicht geführt. Bis zum 8. Abends 6 Uhr war ich mit ihm zusammen. Die Nacht brachte er in Gesellschaft der von mir genannten Männer zu, von denen mir einer die obigen Notizen mitgetheilt hat. Es kommt in ihnen kein Wort von einem religiösen Gespräche mit seinen Gesellschaftern vor. „Blum hat die Nacht bei uns zugebracht," erzählte mir dieser Mann.

„Wir sind am Abend sehr heiter gewesen und haben viel gelacht, und später hat Blum ruhig geschlafen.“ Gegen Morgen ist der Geistliche zu ihm gekommen, um ihn auf den Tod vorzubereiten. Was er mit diesem gesprochen, scheint nach der eignen Erzählung dieses Herren, welche Jedermann in den Zeitungen hat lesen können, sehr rationalistischer Art gewesen zu sein. Ich weiß daß Blum eine Sorge hatte wenn er an seinen Tod dachte, nämlich die, man möchte aus Haß gegen ihn der Welt erzählen er sei feig gestorben. „Um einen Zeugen zu haben daß ich muthig sterbe,“ sagte er mir einmal, „möchte ich um die Begleitung eines Geistlichen bitten.“ Als wir davon sprachen daß unser Schicksal auch eine Gefangenschaft auf den Spielberg sein könne, bemerkte er daß er eine solche mehr fürchte als den Tod, und bei dieser Gelegenheit sagte er: „ich glaube in der Leerheit einer solchen von der Welt abgesonderten Existenz würde man wieder anfangen zu beten. — Auf der Reise von Frankfurt nach Wien erzählte er mir und unseren Begleitern, daß er den Deutschkatholicismus durchaus nur als eine Schule der Demokratie betrachtet habe.

Ich kehre zum Faden der Geschichte zurück.

Am 5. richteten wir ein Schreiben an den Präsidenten der deutschen Nationalversammlung in welchem wir unsere Verhaftung mit den nöthigen Aufschlüssen über dieselbe mittheilten, und zur Wahrung des in unseren Personen verletzten Reichsgesetzes aufforderten. Tags darauf schrieben wir Beide an unsre Frauen, Blum nach Leipzig, ich nach Zürich. Die Briefe mußten natürlich durch die Hände der Militärkommission gehen. Die an unsere Frauen wurden uns am 7. mit der Erlaubniß zum Abgange und zum eigenhändigen Verschluß mit unseren Petschaften wieder zugestellt, und sie sind auch beide an ihre Bestimmungsorte gelangt. Von dem Schreiben an die Nationalversammlung habe ich nichts wieder gehört. In Frankfurt ist es nicht angekommen.

So hatten wir den 4. und 5. zugebracht. Am 6. Vormittags stand ich mit Blum am Fenster, als ein von einigen Soldaten escortirter Wagen vorfuhr, und ein fein gekleideter Mann, neue Glacéhandschuhe an den Händen, ausstieg, und als Gefangener in das Stabsstockhaus geführt wurde. Es

war Herr Matteo Padovani, von dem ich, ohne ihn zu nennen, in meinem der Nationalversammlung abgestatteten Bericht in einer Verbindung, gesprochen habe, die zu einem durch die diplomatischen Behörden des Kaiserstaates und der deutschen Centralgewalt vermittelten, zu gleicher Zeit aber auch öffentlich gewordenen Briefwechsel zwischen mir und dem genannten Herrn geführt hat. Aus meinem Berichte nämlich ließ sich der Schluß ziehen, Herr Padovani habe den Auftrag gehabt, oder es sich freiwillig zur Aufgabe gemacht, mich und Blum auszuforschen und gegen uns Beweismittel aufzubringen. Positiv aber habe ich von ihm erzählt, daß er uns dringend zugeredet habe eine energische Protestation gegen unsere Verhaftung und Gefangenhaltung abzufassen und an die Militärkommission einzureichen. Im Bericht der Sitzung der Nationalversammlung vom 18. November hat man in Wien meine Erzählung gelesen, und es ist Herr Padovani am 29. desselben Monats in dieser Sache verhört und das Protokoll dem Reichsministerium der Justiz mitgetheilt worden. Durch eben diese Stelle ist mir ein französisch geschriebener Brief Padovani's vom nämlichen Datum

übermittelt worden, welcher gleichzeitig in mehreren Zeitungen erschien, und in plumpen Ausdrücken mich der Unwahrheit meiner Erzählung beschuldigte. Ich habe ebenfalls durch Vermittelung des Reichsjustizministeriums, so wie gleichzeitig öffentlich in der A. Allgem. Zeitung und in der Frankf. Oberpostamtszeitung, darauf geantwortet. Ueber die Angelegenheit habe ich seitdem nichts weiter gehört. Herr Padovani aber wurde, wie die Zeitungen gemeldet haben, zwar im November zum Tode verurtheilt, aber zu zwölf Jahren Festungsstrafe begnadigt und bald darauf gänzlich freigelassen. Als Motiv der gänzlichen Straferlassung wurde mit angegeben, daß er bei der Flucht Pova's, mit dem er transportirt worden sei, sich freiwillig wieder gestellt habe. Es ist mir indessen seitdem bekannt geworden daß Pova, welcher zu 4 Jahren Festungsstrafe verurtheilt war und in Ketten auf der Nordbahn fortgebracht wurde, dabei sich gar nicht in Gesellschaft von Padovani befunden habe. Die Flucht ist ihm in der Nähe von Lundenburg gelungen, und erst in Wien, wohin er sich, in der Ueberzeugung dort für den Augenblick am sichersten zu sein, zurückbegeben, und

wo er sich 14 Tage lang verborgen gehalten, hat er mit Erstaunen die erdichtete Verbindung gelesen in welche Padovani's Freilassung mit seiner Flucht gesetzt worden war. Ich erzähle dies zwei österreichischen Flüchtlingen nach, die es aus dem Munde Pova's vernommen zu haben erklärten. Im Gefängniß war uns Padovani durch seine unruhigen Sitten ein unangenehmer Gesellschafter. Sein Koffer war mit allen möglichen Bequemlichkeiten versehen, und sein prachtvoller seidener Schlafrock, sein goldgestickter Tabacksbeutel, beide von Constantinopel mitgebracht, so wie viele andere Luxusartikel, bewiesen daß er sich auf seine Gefangenschaft in großer Gemüthsruhe vorbereitet hatte, und nahmen sich im Stabsstockhause sehr wunderlich aus. Einmal als wir mit ihm am Fenster standen, ging unter demselben seine Frau mit anderen Damen vorüber. Er öffnete das Fenster und suchte ihre Aufmerksamkeit zu erregen. Sie sah herauf, gab aber weder Verwunderung noch Schmerz zu erkennen, und als er nochmals sich bemüht ihren Blick heraufzulenken, nahm sie keine Notiz mehr von ihm sondern promenirte ruhig vor dem Fenster weiter. „Schändlich!“

sagte er zu uns mit Lachen; „ich bin hier im Gefängniß und meine Frau spaziert da unten vergnügt herum und will nicht einmal heraufsehen.“ — Ich habe in meinem Berichte gesagt, er sei am 8. Morgens zu uns gethan worden. Dies ist ein Irrthum gewesen der mir im mündlichen Vortrag begegnet ist. Er kam am 6. gegen Abend zu uns, und wir theilten mit ihm das Zimmer bis zum 8. Abends, wo ich und Blum in andere Lokalitäten gebracht wurden. Am 8. war es wo Blum auf Padovani's eifriges Zureden den Protest aufsetzte, den wir gegen unsere Verhaftung und Gefangenhaltung eingaben. Blum hatte zum Schlusse die Drohung aufgenommen: „die Unterzeichneten behalten sich vor, sobald sie wieder frei sein werden, alle ihnen zu Gebote stehenden Mittel in Anwendung zu bringen, um sich und dem deutschen Volke Genugthuung zu verschaffen.“ Ich bestimmte Blum diesen Satz zu streichen, und auch außerdem die Sprache etwas zu mäßigen. Padovani war im höchsten Grade zudringlich mit dem Wunsche den Protest ins Reine schreiben zu dürfen, wofür er seine Langeweile als Motiv angab. Ich schlug ihm sein Verlangen ab und

besorgte die Reinschrift selbst. Zwei Stunden nach Eingabe dieses Aktenstücks wurde Blum zum Verhör abgeholt und sein Schicksal war bei der Entscheidung angelangt. Ein Wendepunkt aber war auch für mich eingetreten.

Ich schließe hiermit für heute und beendige meine Erzählung mit meinem Nächsten.

VI.

Frankfurt, 4. April. 1849.

Ich habe Dir, mein Freund, die Fortsetzung meiner Briefe über die Wiener Ereignisse bis heute schuldig bleiben müssen, und komme nun mit dem Ende meiner Geschichte so spät und so sehr zur Unzeit, daß ich mich fragen mußte ob es nicht wohlgethan sei auf diesen Rest nunmehr ganz zu verzichten. Ich bin aber zu dem Schlusse gekommen meine Erzählung zu Ende zu führen.

Was mir übrig bleibt, ist die Geschichte der drei letzten Tage meiner Haft. Du weißt das ich während dieser kurzen Zeit die Extreme menschlicher

Seelenzustände durchlebt habe. Dabei bin ich ein guter Beobachter nicht nur anderer Menschen sondern auch meiner selbst, und habe mich gewöhnt unter Umständen mein inneres Leben so objectiv aufzufassen wie meine äußere Lage. Ich denke also was ich dir zum Schlusse noch zu schreiben habe, wird, wenn es auch fast nur persönlicher Art ist, die Interesse dennoch nicht minder in Anspruch nehmen als meine früheren Mittheilungen.

Eben war Blum am 8. Abends nach bestandenem Verhör wieder in unser gemeinsames Gefängniß eingeführt worden, und hatte begonnen meine hastigen Fragen zu beantworten, als er wieder abgeholt wurde. „Auf Wiedersehen!“ — sagte ich ihm, indem ich ihm die Hand reichte. „Auf — Wiedersehen —“ antwortete er zögernd und in zweifelhaftem Ton. Wir haben uns nicht wiedergesehen. —

Als der Profoß Blum abholte, forderte er mich auf, mich ebenfalls für das Verhör bereit zu halten; gegen 10 Uhr aber zeigte er mir an daß ich heute nicht mehr dazu kommen werde, und mich ruhig schlafen legen könne. Um Mitternacht wurde ich indessen geweckt und aufgefordert mich rasch an-

zukleiden. Der Profoß in voller Uniform führte mich unter Bedeckung von vier Mann Soldaten der Treppe hinab zu einem vor der Thür haltenden Wagen.

Die ganzen vergangenen Nächte hindurch hatten wir schon diese ankommenden und abgehenden Wagen unter unserem Fenster gehört, und unsere Phantasie hatte sich manches Bild in das Dunkel der Nacht gemalt, und hatte manchen Tapferen zum Tode oder in die Kerker des Spielbergs begleitet.

Ich mußte einsteigen, der Profoß setzte sich neben mich, zwei Mann Soldaten nahmen den Rücksitz ein und streckten ihre Bajonette durch die Wagenfenster hinaus, der dritte Mann kam auf den Bock, der vierte hinten auf den Wagen. Wir fuhren ab.

„In der Mitternacht zum Tode, heimlich, ohne Verhör, ohne andere Zeugen als die Vollstrecker, ohne Möglichkeit für die Freunde jemals zu erfahren was aus mir geworden!" — Der Gedanke fuhr mir wie ein schwarzer Blitz durch den Kopf. — „Nein, sagte ich mir, es ist nicht möglich! man wird mich über die Grenze bringen." — „Ueber die Grenze bringen? — Nein! — Auf den Spielberg oder Kuffstein!" — So peinigte ich mich mit

Vermuthungen und Wahrscheinlichkeiten, während wir durch die dunkle Stadt fuhren.

Wir hielten vor einem Hause. Ich mußte aussteigen und wurde vor einen Beamteten geführt dem ein versiegeltes Schreiben übergeben wurde. Ich suchte auf dem Gesichte des Mannes mein Schicksal zu lesen. Er betrachtete mich mit einem Ausdrucke in welchem ich mein Todesurtheil zu finden glaubte. Mit dem Profoß sprach er so leise daß ich kaum einzelne Laute unterscheiden konnte; doch glaubte ich plötzlich das Wort „gehängt" vernommen zu haben. Der Beamtete fragte mich nach Namen, Alter und Religion, notirte meine Antworten, schrieb, ein Formular ausfüllend, einen Zettel, und übergab diesen dem Profoß. Während dem waren meine sehr scharfen Augen auf das geöffnete Schreiben gefallen welches auf dem Tische lag, und ich las die unterstrichenen Worte: „um fünf Uhr." Ich zweifelte nicht mehr daß es mein Schicksal sei, nächsten Morgen um 5 Uhr gehängt zu werden.

Ich wurde wieder in den Wagen gebracht und weiter transportirt. Nach kurzer Fahrt durch einige dunkle Straßen kamen wir vor ein anderes Ge-

bäude. Es war, wie ich am nächsten Morgen erfuhr, das Polizeihaus; das frühere war die Stadthauptmannschaft gewesen. Ich wurde hineingeführt und in ein großes Gefängnißzimmer gebracht. Fünf oder sechs Gefangene die in diesem Raume gewesen waren, hatten mir den Platz räumen müssen. Es war Befehl daß ich allein sein sollte. Es wurde mir ein Mann Wache in die Stube, ein Mann außen vor die Thür gestellt, welche nicht verschlossen wurde. Ich mußte mich entkleiden, wurde nach verborgenen Effecten untersucht, endlich wurde ein Nachtlicht angezündet und der Wache Befehl gegeben es zu unterhalten, worauf ich mir und meinen Gedanken überlassen wurde.

Ich streckte mich auf einen der Strohsäcke die meinen Vorgängern als Lager gedient hatten, und suchte über den Sturm in meiner Brust Herr zu werden. Zuweilen gelang es und ich wurde ruhig; bald aber fühlte ich wieder wie mir das Blut heiß durch die Adern lief und sich in der Brust zusammendrängte. Ich mußte mich vom Lager aufrichten, um der Beängstigung zu entgehen die mir dies verursachte. Bald hörte ich Eins schlagen. — Noch

vier Stunden! — Ich rechnete, man werde mich ungefähr eine Stunde vor der Execution abholen; in drei Stunden also erwartete ich den Profoß. Vernunft und Wille führten während dieser Zeit einen verzweifelten Kampf mit Gefühl, Phantasie und Schwäche der Natur, und wie die Gedanken so oder so liefen, strömte es mir heiß oder kalt durch den Leib. Ich faßte endlich, um mich aus diesem unerträglichen Zustande zu retten, den Tod welchen ich nach meiner Ueberzeugung zu erwarten hatte, scharf ins Auge. Ich durchdachte, wie ein Arzt der eine gefährliche Operation zu vollziehen hat, alle Einzelnheiten der Execution. Ich befühlte meinen Hals. Ich verdrängte jede Phantasie durch klare realistische Vorstellungen und es gelang mir ruhiger und fester zu werden. Ich habe gefunden daß man auf diese Weise ein Leiden, indem man es zum Object eines klaren Denkens macht, gewissermaßen aus sich hinausdrängen kann, so daß es für das Bewußtsein das Leiden eines Anderen wird. Es ist mir dies schon oft mit körperlichen Schmerzen gelungen. Ich hatte jetzt, nach einem unbeschreiblichen inneren Kampfe, diesen Punkt erreicht, und meine frei gewordenen Gedan-

ken durchliefen jetzt die Geschichte meines Lebens. Alle Menschen die mir theuer sind, alle Beziehungen die mich mit einem wesentlichen Bande an die Welt knüpften, traten aus dem nebelhaften Dunkel der übrigen nichtigen Verbindungen hell und klar in den Vordergrund meiner Seele, und alle Gedanken und Gefühle hefteten sich jetzt an diese theuren Gestalten, an diese wesentlichen Verhältnisse, an diese Zwecke lang fortgesetzter geistiger Thätigkeit. Auch von allem diesem mußte das Herz sich losreißen. Ein neuer Kampf, und ein ganz anderer als der mit dem bloßen physischen Selbsterhaltungstriebe! —

So brachte ich, bald liegend bald auf dem Lager emporgerichtet, die Stunden bis um 4 Uhr zu. Da fuhr ein Wagen heran und schien mir vor dem Hause zu halten. Ich zweifelte nicht daß er bestimmt sei mich zu holen. Ich horchte. Im Hause wurde es unruhig. Auf den Treppen hörte ich Tritte, — Tritte auf dem Gang vor meiner Thür, — die Thür ging auf: Es war die Ablösung meiner Wache.

Ich war in meinem Gedankengange gestört. — Die Wache abgelöst? wozu? — Es war ja schon

vier Uhr und man mußte mich längstens in einer halben Stunde zur Execution abholen! — Es dämmerte mir ein Strahl der Hoffnung. Die Zeit verstrich im Beben der Ungewißheit. Es schlug 5 Uhr. Ich lebte noch!

Ich athmete tief auf. Eine Centnerlast war mir von der Brust genommen. Ich fühlte jetzt erst daß ich brennenden Durst hatte. Ich leerte den großen Wasserkrug welcher gefüllt dastand; aber noch den ganzen Tag über war mein Leib wie ausgetrocknet.

Der Vormittag verstrich mir verhältnißmäßig gut. Die meisten Soldaten welche durch die Ablösung in meine Zelle kamen, verstanden nicht deutsch. Es waren junge Leute aus Mähren. Einer von ihnen jedoch, welcher um Mittag auf den Posten kam, sprach gut deutsch und hatte einige Bildung. Er klagte mir über das harte Schicksal der Soldaten, über die fürchterlichen Strapazen die sie seit drei Wochen vor Wien und nun in Wien ausgehalten, über den bevorstehenden Winterfeldzug nach Ungarn, und erzählte mir daß unsere Artillerie den kaiserlichen Truppen furchtbaren Schaden zugefügt habe. Als ich ihm bei seinen Klagen den scherzhaf-

ten Vorschlag machte mit mir zu tauschen, suchte er mich zu beruhigen und versicherte mich es werde mir nichts geschehen. Er erzählte mir indessen daß man diesen Morgen einen Hauptmann der Mobilgarde erschossen habe. Den Namen wußte er nicht. Es war eben der 9., an welchem Blum sein Leben endete. Ich weiß nicht ob der Soldat davon gehört hatte, oder ob es ein anderes Opfer war von dem er mir erzählte. Mir selbst ist dabei kein Gedanke an Blum gekommen.

Aber meine Gemüthsruhe war nicht von langer Dauer. Es stieg mir der unglückselige Gedanke auf, die Schicksalsworte „um fünf Uhr" könnten sich auf die Abendstunde beziehen. Es war zwei oder drei Uhr, und ich hörte im unteren Hofe des Gebäudes, nach welchem von dem unter meinem Fenster liegenden oberen eine bedeckte Treppe hinabführte, das Klopfen eines arbeitenden Zimmermanns. „Sollte man da unten," dachte ich plötzlich, „für mich einen Galgen errichten?" „Unzweifelhaft!" — Zwei Officiere welche unter meinem Fenster sprachen, sahen höhnisch lachend nach der Richtung aus welcher das Klopfen ertönte. Nach drei Uhr sammelte sich im

Hofe etwas Militär, welches später der bedeckten Treppe — ich mußte sie in Gedanken die Seufzertreppe nennen — hinabging. Ich hatte mich vom Fenster zurückgezogen. Plötzlich hörte ich unten das laute Gelächter einer Menschenmenge, und in der fieberhaft erregten Einbildungskraft sah ich Robert Blum unter dem Hohngelächter der Soldaten sein Leben enden! — Ich war überzeugt daß ich ihm bald folgen würde, von Neuem zählte ich die Minuten die mich der verhängnißvollen Stunde näher führten.

Du siehst, mein Freund, wie man zum Wahnsinn kommen kann, wenn solche Zustände länger fortdauern. Ich weiß von einem Gefangenen welcher mit mir zugleich im Stabsstockhause saß, daß er auf die schreckliche Einbildung verfallen war, man schlachte den einen Theil der Gefangenen und gebe das Fleisch dem anderen Theile zu essen! — Ich muß bei dieser Gelegenheit, den grauenvollen Phantasien dieses Mitgefangenen gegenüber, die Humanität rühmen, welche ich in den Gefängnißeinrichtungen wahrzunehmen Gelegenheit hatte. Am Morgen früh kam der Schließer um zu fragen ob ich

wohl sei, und obgleich das Wetter nur kühl war, wurde mir ohne mein Verlangen Morgens und Abends eingeheizt. Im Stabsstockhause war dies für unser Geld geschehen, hier im Polizeihause wurde mir die Heizung nicht angerechnet. Das Haus enthielt über 800 Gefangene, und ich sah wie für diese mehrere Fuder sehr guter wollener Decken in den Hof gefahren wurden.

Auch fünf Uhr Abends war vorübergegangen und die verhängnißvolle Zahl hatte für mich ihren Schrecken verloren. Ich legte mich auf mein Lager und war in wenigen Minuten eingeschlafen.

Es war heller Tag als ich am nächsten Morgen erwachte. Ich hatte am Abend meinen langen schwarzen Mantel über mich gedeckt und auf diesen ein weißes Taschentuch gelegt. Als ich jetzt den Kopf erhob, und mich, lang ausgestreckt, auf dem Rücken liegend, mit dem schwarzen Mantel bedeckt erblickte, die Hände noch dazu über der Brust gefaltet und das weiße Tuch noch unverrückt auf der Stelle auf welche ich es am Abend gelegt hatte, fuhr ich entsetzt in die Höhe. „Nun, ich bin doch noch nicht todt!“ rief ich, indem ich aufsprang

und den Mantel von mir schleuderte. Meine Schildwache sah mich erstaunt an. Ich hatte wenigstens die Nacht über wie ein Todter geschlafen.

Gegen Mittag wurde ich zu einem Verhör gefordert. Ich wurde über lange Gänge und Treppen durch einen großen Theil des sehr ausgedehnten und verwickelten Gebäudes geführt. Als ich an einer Stelle, vor dem Eingang in das Verhörzimmer, plötzlich aus dem Hellen in das Dunkle trat und deßhalb nicht recht sehen konnte, hörte ich von einer Frauenstimme plötzlich laut und gellend meinen Namen rufen, und im gleichen Augenblicke fühlte ich meine Hand ergriffen und krampfhaft festgehalten. Ein Polizeibeamteter riß uns schnell auseinander, als ich noch kaum Frau von Perrin, die Freundin des Dr. Becher, erkannt hatte. Die unglückliche Frau war also auch unter den Gefangenen. Von meinem Schließer hörte ich nachher sie sei krank und gänzlich von Sinnen. Ich habe ihr nicht ein Wort des Trostes sagen können, weil der Augenblick zu kurz gewesen ist.

Ich habe Frau Caroline von Perrin schon bei meinem ersten Aufenthalte in Wien kennen gelernt.

Sie hatte einen Frauenklubb gegründet, der an politischen Demonstrationen Theil nahm und dessen Mitglieder auch im demokratischen Verein fleißig anwesend waren. Schwerlich aber wird sie etwas gethan haben, was eine harte Behandlung zu rechtfertigen im Stande ist.

Ich fand in dem Zimmer in welches ich geführt wurde, einen einzelnen Verhörrichter, mit dem ich ohne Wache allein gelassen wurde. Kaum aber hatte ich mich gesetzt, kaum hatte ich auf Befragen meinen Namen genannt, und hinzugefügt: „Abgeordneter zur deutschen National-Versammlung in Frankfurt," als der Mann die Feder niederlegte, indem er mir bemerkte daß er das Verhör nicht fortsetzen könne. Ich mußte abtreten und wurde in meine Zelle zurückgeführt.

Einige Stunden später erschien der Profoß des Stabsstockhauses bei mir. Er war in Civilkleidern, und zeigte mir sehr höflich an daß er mich in das Stabsstockhaus zurückbegleiten werde. Wir würden, sagte er, ohne Bedeckung gehen, um kein Aufsehen zu erregen, weßhalb er auch die Uniform abgelegt habe. Ich erhielt die Effecten wieder welche man

mir abgenommen hatte, meine Brieftasche, einen Theil meines Geldes, meine Uhr; nur mein Taschenmesser wurde mir verweigert. Es regnete. Der Profoß hielt den Schirm über mich; ich faßte ihn am Arm, und traulich wandelten wir aus dem Polizeihause nach dem Stabsstockhause. Die Sache hatte eine sehr gute Physiognomie. Ich zweifelte nicht daran frei zu sein. Es werde sich, dachte ich, nur noch um einige Formalitäten handeln. — Wir kamen an. — Es öffnete sich mir eine Thür mit zwei starken Schlössern. Ich wurde hineingethan, die Thür schloß sich, und ich befand mich in einer 11 Schuh langen und 7 Schuh breiten Gefängnißzelle!

Ich sehe daß ich für heute noch nicht schließen kann. Morgen das Ende.

VII.

Frankfurt, 5. April 1849.

Von Neuem also war ich in die Lage versetzt das Schlimmste erwarten zu müssen. Wer im Stabsstockhause saß, hatte ich von Padovani gehört, ging entweder zur Freiheit oder zum Tode hinaus. Konnte ich, nachdem man mich hierher zurückgeführt hatte, das erste erwarten? So mußte mir wohl das letzte Schicksal bevorstehen. Und doch flüsterte mir, seit ich zweimal die fünfte Stunde überstanden, eine innere Stimme unaufhörlich zu: „es wird nicht, es kann nicht sein!“

Von Neuem litt ich sehr in diesem Kampfe der Gedanken, und von dem Wechsel der Seelenzustände war ich am Ende so ermüdet daß ich anfing ein wahrer Fanatiker der Gemüthsruhe zu werden. Ich klammerte mich an die Gewißheit des Todes, nur um der unerträglichen Pein der Ungewißheit zu entgehen, und stampfte mit dem Fuße wenn ein Strahl der Hoffnung mir meine Gewißheit, und damit die mühsam gewonnene Ruhe störte.

Der Abend brachte eine neue Wendung: ich wurde vor „die permanente Kriegs- und Standrechtscommission“ geführt. Dieses Gericht bestand aus zwei Gemeinen, zwei Gefreiten, zwei Corporalen, zwei Feldwebeln, zwei Lieutenants, zwei Hauptleuten, dem Präses — Major Cordier, dem Hauptmann Auditor Wolferon, und einem Actuar. Eine Anzahl von Invaliden waren, wenn ich nicht irre als Zeugen, anwesend.

Das Verhör welches ich zu bestehen hatte, bewegte sich im Wesentlichen um drei Punkte: 1) ob ich bei Blums Rede auf der Aula anwesend gewesen, was nicht der Fall war; 2) ob ich an dem Widerstande der Stadt gegen die kaiserlichen Truppen thätigen Antheil genommen, was ich sogleich eingestand; und 3) ob ich auf dem Stephansthurme gewesen sei, und dort die Aeußerung gethan, es sei eine Infamie von Messenhauser daß er capitulirt habe, — wovon ich den ersten Theil, die Anwesenheit auf dem Thurme, eingestand, den zweiten aber, die Aeußerung über Messenhauser, der Wahrheit gemäß dahin erläuterte, daß ich mich tadelnd über die Zweideutigkeit seines Verhaltens ausgesprochen.

Die Form des Verhörs war anständig und human. Nur als ich die Bemerkung machte, meine Sympathie für die Octoberrevolution habe ihren Grund in der Ansicht daß sie ein Sieg über reactionäre Bestrebungen gewesen sei, lachten einige Mitglieder des Gerichtes spöttisch, und andere wurden unwillig. Einige Mal wurde ich in meiner Rede im Tone des Vorwurfs unterbrochen, und indem ich antwortete nahm das Verhör die Form einer Disputation an. Der Major Cordier saß fast die ganze Zeit mit dem Kopf auf den Arm gestützt, und die Hand vor dem Gesichte, und gelegentlich sah er mich auf eine Weise an die mir Theilnahme auszudrücken schien. Als der thatsächliche Theil meiner Aussage vorüber war, fragte ich, ob ich zu meinen Gunsten noch etwas hinzufügen dürfe. Ich wisse nicht, bemerkte ich dabei, ob ein Standgericht andere Entscheidungsgründe kenne als die des reinen Thatbestandes. „Glauben Sie daß wir Unmenschen sind?“ erwiederte mir hierauf der Major Cordier. „Es thut uns leid genug daß der Thatbestand so ist wie er ist. Wir sind aber nicht bloß

zum Verurtheilen da. Reden Sie; wir müssen Sie anhören."

Ich sagte nun daß es nicht der Zweck meiner Reise gewesen sei, mich an dem Kampfe in Wien mit bewaffneter Hand zu betheiligen, daß ich aber, nachdem ich mich unter diesen Umständen in der Stadt befunden, die Betheiligung als eine Ehrensache angesehen habe. Um zu beweisen daß ich für die Ideen der Demokratie bisher immer nur auf dem Wege einer friedlichen und gemäßigten Propoganda zu wirken gesucht, stützte ich mich sodann auf meine im August und September in Wien gehaltenen öffentlichen Reden, sowie auf verschiedene Schriften, namentlich auf meine in Wien gedruckte Broschüre „Wien, Deutschland und Europa," in der ich der Erhaltung des österreichischen Staates das Wort geredet. Sein Zerfallen, hatte ich in dieser Broschüre gesagt, „wäre nur unter einer bestimmten Voraussetzung kein beklagenswerthes Ereigniß für Deutschland und für Europa, unter der Voraussetzung nämlich, daß es dem deutschen Volke gelänge sich mit seinen südöstlichen Nachbarn zu einem mitteleuropäischen Staatenbunde zu vereinigen." Und

weiter: „Soll nicht Wien an die russische Grenze kommen, so muß es der Mittelpunkt eines Systemes verbündeter Staaten werden welches vom Rhein bis an die Mündung der Donau reicht.“ Ich bedachte wohl, indem ich mich auf diese Schrift berief, daß ihre mögliche Wirkung auf meine Richter sehr ungewiß war. Ich habe in ihr der dynastischen Politik jede Möglichkeit der Erreichung des bezeichneten Zieles abgesprochen, und eine rein demokratische für den einzigen Weg dazu erklärt. Ich habe in ihr den eigentlichen Kern dieser demokratischen Politik dargelegt, und für den Bundesstaat oder Staatenbund, wie man es nennen will, im Wesentlichen die nordamerikanische Verfassung gefordert. Ich wollte aber auch keineswegs meine politischen Ansichten und Bestrebungen anders darstellen als sie sind. Ich wollte sie im Gegentheil in der ganz präcisen Fassung dieser Broschüre zur Kenntniß meiner Richter bringen; und sollte ich das Leben verlieren, so wollte ich wenigstens daß mein Schicksal die Folge dessen sei was ich wirklich bin, nicht dessen wofür man mich vielleicht halten mochte. Einiges sprach indessen dafür, daß die Schrift mir bei mei-

nen Richtern nützen werde. Sie unterstützte den nächsten Zweck der Machthaber — die Erhaltung des Gesammtstaates, — mochte auch für mich hinter diesem nächsten Zwecke eine ganz andere Perspective als die liegen welche die Reaction im Auge hielt, und mochte ich mir auch ganz andere Mittel denken als die welche ihr im Sinne lagen. Sie zeichnete aber auch, bei allen von ihr aufgestellten scharfen Forderungen der Demokratie, immer noch der Entwickelung auf der Bahn der Monarchie einen zwar schmalen aber möglichen Weg war. So hatte denn diese Schrift auch gleich nach ihrem Erscheinen im September die Beachtung aller conservativen Blätter Wiens gefunden, welche meinen Aeußerungen, als denen einer „republikanischen Autorität", in so weit sie zur Stütze ihrer monarchistischen Bestrebungen brauchbar schienen, einen doppelten Werth beilegten.

Als ich im Verhör dieser Schrift und ihrer Tendenz in Bezug auf den österreichischen Staat erwähnte, bemerkte der Major Cordier mit großer Lebhaftigkeit, ich möchte das eben gesagte zu Protocoll geben; es könne mir sehr nützlich sein. „Wo

ist die Broschüre zu finden?" fragte er weiter. Ich verwies auf den Buchhandel. Da zog der Actuar des Gerichtes, Herr Sailler, dieselbe unter den auf dem Tische liegenden Papieren hervor. Herr Padovani hat sich gerühmt sie durch den Profoß dem Gericht zugestellt zu haben, „weil er geglaubt daß ihre gemäßigte Sprache mir nützen könne." Das vorhandene Exemplar, welches ich Blum gegeben hatte, war nach unserer Abführung liegen geblieben. In einem an das Reichsministerium der Justiz gelangten officiellen „Berichte, die Untersuchungsacten gegen Fröbel betreffend," wird, als Berichtigung einer von mir in der Nationalversammlung gethanen Aeußerung, erwähnt daß die Broschüre weder zu meinen noch zu Blums Acten gehöre. Das ist sehr wohl möglich. Richtig aber ist daß sie sich unter den Papieren auf dem Gerichtstische fand, und daß sie, wie ich bald erzählen werde, einen wichtigen Grund in der Entscheidung meines Schicksals abgegeben hat.

Das Verhör war vorüber, und ich mochte wieder eine Viertelstunde in meiner Zelle sein, als mir ein Beweis persönlicher Theilnahme zukam der

mich über mein Schicksal beruhigen sollte. Es wurde mir, auf eine Weise die ich nicht näher bezeichnen darf, zu wissen gethan daß ich das Aeußerste nicht zu befürchten habe; allein die Form in der dieser Trost gegeben wurde, machte es mir sehr zweifelhaft ob er nicht einzig aus der Absicht hervorgegangen sei, mir die letzte Stunde meines Lebens durch eine glückliche Täuschung zu erleichtern.

Am nächsten Morgen wurde ich wieder vor die Commission geführt, das Protocoll wurde mir nochmals vorgelesen, und ich wurde noch einmal gefragt ob ich seine Richtigkeit anerkenne?

Nicht lange darauf, als ich wieder in meiner Zelle war, klopfte Jemand leise an meine Thür. „Ist hier auch ein Gefangener?“ — „Ja.“ — „Wie heißt er?“ — „Fröbel.“ — „Ach Gott! Sie sind es?“ — „Und wer ist es der mich fragt?“ — Er nannte seinen Namen: — ein Unglücksgefährte, der wahrscheinlich jetzt in Ketten sitzt. — „Kennen Sie das Schicksal Ihres Freundes Blum?“ — „Nein.“ — „Er wurde vorgestern früh erschossen.“ — Ich hatte mehrmals sowohl

den Profoß als den Schließer nach Blums Schicksal gefragt, aber keine Auskunft erhalten. —

Der Abend dieses Tages kam heran, und gegen 6 Uhr erschien der Profoß und forderte mich auf ihm zu folgen. Sowie ich aus der Zelle trat, sah ich sogleich daß mein Schicksal bei der Entscheidung angekommen sei, und ich konnte kaum zweifeln wie dieselbe ausfallen werde. Vor der Thür der Zelle standen sechs oder acht Mann Soldaten, die mich zwischen sich nahmen und die fünfzig Schritte nach dem Gerichtssaale führten. — Ich trat ein. — Das Gericht empfing mich stehend, in feierlicher Haltung. „Hierher!" commandirte in strengem Tone der Major Cordier, indem er mir meinen Platz in einer kleinen Entfernung von dem Tisch anwieß, um dessen hintere Seite im Halbkreise das Gericht stand, während die Invaliden eine lange Reihe regungsloser Statuen längs der Wand bildeten. Ich trat vor. Der Major zog den Säbel und hielt ihn quer empor. „Tambour! gieb das Zeichen!" — die Trommel wirbelte im Saale. — „Herr Auditor, verlesen Sie das Urtheil!" — der Auditor las wörtlich wie folgt:

„Herr Julius Fröbel, zu Grießheim in Schwarzburg-Rudolstadt gebürtig, 43 Jahr alt, protestantischer Religion, verheirathet, Vater eines Sohnes, ehemals Professor in Zürich, nunmehr Reichstagsdeputirter in Frankfurt, welcher bei erhobenem Thatbestande geständig ist, nach Erklärung des Belagerungszustandes über die Stadt Wien und Umgebung in Folge der Proclamationen Sr. Durchlaucht des Herrn Feldmarschalls Fürsten zu Windischgrätz vom 20. und 23. October 1848, an dem bewaffneten Aufruhre in Wien durch Commandirung einer Compagnie-Abtheilung des Eliten-Corps bei den Barricaden in der Leopoldsstadt, vom 26. bis 28. October laufenden Jahres, thätigen Antheil genommen zu haben, worauf er am 28. October Abends das Commando ablegte, ohne in einen Kampf mit dem kaiserlich-königlichen Militär gekommen zu sein, — soll nach Bestimmung dieser Proclamationen und des §. 4 im 62. Artikel der theresianischen Gerichtsordnung mit dem Tode durch den Strang bestraft werden."

„In Berücksichtigung der aus den Untersuchungsacten geschöpften Milderungsgründe," fuhr der

Auditor fort, „finde ich mich bewogen den Julius Fröbel die wider ihn von dem Standrechte ausgesprochene Todesstrafe unbedingt nachzusehen, und ist daher derselbe gleich nach kundgemachtem Urtheile auf freien Fuß zu setzen. Hauptquartier Schönbrunn, den 11. November 1848.

Alfred Graf zu Windischgrätz, Feldmarschall.“

Ich soll dir wohl den Eindruck schildern, mein Freund, den diese ganze Scene und der in ihr liegende Wechsel auf mich hervorgebracht. Ich kann es mit kurzen Worten thun. Ich war durch die heftigen Gefühle der vorhergehenden Tage abgestumpft, sodaß eine lebhafte Empfindung nicht möglich war. Das Todesurtheil habe ich daher mit einer Art von Gleichgiltigkeit angehört, und nur das Hängen brachte in mir eine Erbitterung hervor, da ich wußte daß Blum erschossen worden war, was ich in mehr als einer Beziehung vorgezogen hätte. Als die „Begnadigung“ kam, wußte ich mich im Augenblick nicht sogleich in die veränderte Situation zu finden, und ein Gefühl der Freude habe ich dabei nicht gehabt. Erst die augen-

scheinliche Theilnahme der Mitglieder des Gerichtes machte das Gefühl in mir wieder reizbar.

Es war nach Vorlesung der Begnadigung eine kurze Pause. „Ich habe gesehen, meine Herren,“ sagte ich zu den Mitgliedern des Gerichtes, „daß Sie persönliche Theilnahme für mich gehabt haben, und daß Sie auch jetzt an der Erhaltung meines Lebens einen menschlichen Antheil nehmen. Ich danke Ihnen dafür!“ Als ich mich hierauf umdrehen wollte um zu gehen, trat der Major Cordier vor und sagte mir: „Sie sehen daß wir keine Barbaren sind. Ich habe auch Weib und Kind, und kann Ihre Lage beurtheilen. Sie sind frei; gehen Sie wohin Sie wollen! Aber lassen Sie sich diese Erfahrung eine Warnung sein, und mischen Sie sich nie wieder in solche Dinge! Sie haben gesehen wohin sie führen können!“ Er reichte mir zum Abschied die Hand, und das ganze Gericht folgte seinem Beispiel. Habe ich nicht falsch gesehen, so haben einige Mitglieder desselben Thränen vergossen. Was mich betrifft, so kann ich dir sagen daß ich trotz der Erzählung der Wiener Zeitung die mich als einen zerknirschten reumüthigen Sünder

dargestellt hat, keine vergossen habe, obschon ich glaube daß es mir nicht gerade zur Unehre gereicht haben würde wenn ich es gethan hätte. Aber von der Theilnahme dieser Männer, die ich als meine Todfeinde hatte betrachten müssen, — einer Theilnahme die im strengsten Sinne des Wortes nur mir persönlich gelten konnte fühlte ich mich allerdings ergriffen. Was sollte ich aber sagen? Hätte ich etwa dem Major Cordier auf seine gutgemeinte Ermahnung mit einer Erörterung über den sittlichen Standpunkt eines bewußten Revolutionärs antworten sollen, um ihm zu zeigen, daß meine Theilnahme an den Wiener Ereignissen mehr als Vorwitz gewesen, und daß mein Leben von jetzt an doppelt der Sache der Freiheit und des Volkes geweiht sein müsse? — Ich weiß nicht was ich anderes hätte sagen sollen als was ich gesagt habe: „Glauben Sie mir, meine Herren, daß mir diese Stunde und der Antheil welchen Sie an mir nehmen, niemals aus dem Gedächtniß schwinden wird!"

Ich glaube daß ich dir diese Reden so ziemlich wörtlich erzählt habe. Die Wiener Blätter, welche mich nach meiner Abreise anfangs als einen Ver-

räther an der Demokratie darzustellen suchten, haben sich später ein Geschäft daraus gemacht diese letzte Scene auf eine sehr alberne Weise zu erzählen. Ich kann nicht glauben daß diese zum Theil sehr wohl berechneten Verunstaltungen unmittelbar von Mitgliedern der Commission ausgegangen. Es bedurfte dazu unstreitig der besonderen Gemeinheit und Albernheit einer Presse wie die der Wiener Reaction seit der Einnahme der Stadt.

Als ich aus dem Saale trat, hatten sich noch einige Mitglieder des Gerichtes und einige von den Invaliden in dem Gange aufgestellt, um von mir Abschied zu nehmen. Hier stand auch der Hauptmann Auditor Wolferon, und der Lieutenant Bokorny, welcher mich mit dem Actuar Sailler nach der Stadthauptmannschaft begleiten sollte, sagte mir in's Ohr daß der Auditor persönlich mit dem Urtheil und dem Begnadigungsantrage hinaus zum Fürsten Windischgrätz gefahren sei, um diesen Antrag mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln der Ueberredung zu unterstützen. Ich habe dem Herrn Auditor dafür meinen Dank ausgesprochen. Von dem Lieutenant Bokorny erfuhr ich auch daß ich

meine Rettung hauptsächlich meiner erwähnten Broschüre zu verdanken habe, die der Fürst mit mehren Generälen aufmerksam gelesen. Der Reichscommissär Herr Paur hat mir dies später nach seiner Rückkehr von Wien aus dem eignen Munde des Fürsten bestätigt.

Ich besitze eine mir vom Reichsministerium der Justiz besorgte Abschrift eines Berichtes über die Gründe meiner Begnadigung. Es heißt darin wörtlich:

„der Antrag der permanenten Stand- und Kriegsrechts-Commission auf Begnadigung Fröbels (d. d. 11. Nov. 1848. Vorm. 10 Uhr), sich auf folgende Gründe stützend:

„a) daß Fröbel in seinen politischen Ansichten nach dem Inhalte seiner im Drucke erschienenen Schriften und gehaltenen Reden als gemäßigt sich darstellt;

„b) daß er vor dem Beginne der Feindseligkeiten gegen das k. k. Militär von hier nach Frankfurt zurückkehren wollte, hierin aber durch die Hemmung der Passage gehindert wurde;

„c) daß er mit der Eliten-Compagnie, zu der

er am 26. October eintrat, und zu deren Hauptmann er ernannt wurde, nur zum inneren Stadtdienste behufs der Erhaltung der Ruhe und Ordnung bestimmt gewesen zu sein behauptet, und nachdem er deßungeachtet in die Leopoldstadt zur Vertheidigung der Barricaden commandirt wurde, sich am 2. Tage schon zurückgezogen habe, zu einem Zeitpunkte wo seine Abtheilung noch in keinen Kampf mit den k. k. Truppen gekommen war, worauf er am 28. Octbr. die Waffen und das Commando niederlegte."

Ich bin am Ende. Meine beiden Begleiter, Lieutenant Pokorny und Actuar Sailler, brachten mich zum Stadthauptmann von Born, der mir eröffnete daß ich noch diesen Abend abreisen müsse. Es war keine Zeit zu verlieren. Ich erhielt einen Begleiter der mich bis an die sächsische Grenze zu bringen hatte, und eine Stunde später war ich auf der Reise.

Lieutenant Pokorny hatte Blum im Wagen nach der Brigittenau begleitet und war bei seiner Hinrichtung gewesen. Er war im Besitz der letzten Zeiten Blums an seine Frau, an Vogt und an mich,

welche erst einige Wochen später in unsere Hände gekommen und durch die Zeitungen bekannt geworden sind, deren Inhalt er mir aber mündlich mittheilte. Er rühmte die männliche Haltung mit der Blum sein Schicksal erduldet, und fügte hinzu daß selbst vom Militär viele Thränen für ihn geflossen seien.

Lebe wohl, mein Freund!

Julius Fröbel.

Anhang.

I.

An die

hohe Centralcommission hierselbst,

Protest.

Nach dem Reichsgesetze vom 30. Sept. d. J., welches von der deutschen Nationalversammlung (in der auch Oesterreich vertreten ist) beschlossen, von der in Oesterreich anerkannten deutschen Central-gewalt promulgirt, von Sr. kaiserl. Hoheit dem Erzherzog Johann als Reichsverweser unterzeichnet,

und im Reichsgesetzblatte Nr. 2 ordnungsmäßig publicirt worden ist,

darf kein Abgeordneter der deutschen Nationalversammlung verhaftet oder in Untersuchung gezogen werden, ohne Zustimmung der genannten Versammlung selbst.

Nach den Gesetzen aller ciliviſirten Völker muß jedem Verhafteten innerhalb 24 Stunden der Grund seiner Verhaftung angegeben, und derselbe seinem Richter überwiesen werden.

Die Unterzeichneten sind nun gegen das angezogene Reichsgesetz seit 5 Tagen verhaftet, die Geltendmachung ihres Charakters als Reichstagsabgeordnete gegen den die Verhaftung vollziehenden Hauptmann hat sie vor dieser Verhaftung nicht geschützt; ihr Brief an den Präsidenten der deutschen National-Versammlung vom 5. d. M., welcher zur Kenntniß der hohen Central-Commission gelangte, hat keine Aenderung herbeigeführt. War man aber über das Gesetz vom 30. September oder über den Charakters unserer Personen zweifelhaft, so hätte

uns im Laufe der Zeit mindestens ein Verhör, und in demselben Gelegenheit gewährt werden müssen, unser Recht geltend zu machen; allein auch dieses wurde uns nicht gewährt, und unsere dießfallsige Bitte an des H. General-Majors von Cordon Excellenz vom 7. d. M. blieb ohne Erfolg.

Unter diesen Umständen, — auf Grund des Reichsgesetzes vom 30. September, — auf Grund der erwähnten Gesetze aller cilivisirten Staaten, — auf Grund der von Sr. Majestät dem Kaiser von Oesterreich seinen Staaten vielfach garantirten konstitutionellen Einrichtungen, und auf Grund des fürstlichen Wortes des Herren-Feldmarschalls Fürsten zu Windischgrätz Durchlaucht, diese konstitutionellen Einrichtungen nicht schmälern zu wollen, erfüllen die Unterzeichneten hiermit gegen das deutsche Volk, gegen das Gesetz, und gegen die deutsche National-Versammlung eine heilige Pflicht, indem sie einen

feierlichen Protest

erheben gegen ihre Verhaftung wie gegen das Verfahren seit dieser Verhaftung, und die Verant-

wortlichkeit für die Nichtachtung dieses Gesetzes au die Urheber derselben wälzen.

Wien im Stabsstockhause am 8. Nov. 1848.

Julius Fröbel, Abgeordneter beim deutschen Reichstag für die Fürstenthümer Reuß jüngerer Linie.

Robert Blum, Abgeordneter beim deutschen Reichstag für den VI. sächsischen Wahlbezirk (Stadt Leipzig.)

Den Gleichlaut bestätigt,

(gez.) Paur.

(L. S.) Für die Richtigkeit der Abschrift,

der Ministerial-Secretair

(gez.) Luckenbacher.

II.

Vienne, Stabsstockhaus, ce 29 Novbr. 1848.

Monsieur Julius *Fröbel*, Francfort s. M.

Monsieur!

Appelé devant la Commission de Guerre pour déposer sur la suite des événémens qui se sont passés pendant que nous étions enfermés dans la même chambre avec le malheureux Blum, j'ai trouvé de mon devoir de dire la verité telle qu'elle est, sans égards pour personne; d'autant plus que d'après votre infame conduite envers moi, et n'existant plus la personne qui aurait pû m'imposer silence (Blum) je ne pouvais agir autrement. —

Vous avez osé flétrir une personne que vous ne connaissez point du tout, et dans un bût que je ne connais pas. — Vous avez menti de fond en comble pendant tout votre plaidoyé, inventé peut être, ou pour mieux dire poetisé, afin de vous rendre plus interessant aux yeux de votre auditoire.

Si vous êtes un homme d'honneur vous me donnerez satisfaction — vous ferez amende honorable en publiant hautement votre tort, et vous le ferez j'en suis persuadé, parceque votre devoir à vous, est de réparer le mal que vous avez fait.

Si vous vous étiez donnée la peine de vous informer sur mon compte et sur ma famille, vous n'auriez pas agi ainsi; et vous auriez été persuadé que ce n'est pas entre personnes de ma qualité qu'on cherche ceux entre le nombre desquels vous m'avez placé — Votre réponse me dira si la parole: honneur est aussi votre dévise. —

Matteo Padovani.

Je vous écris de ma prison qui n'est plus la chambre que vous avez occupé; c'est moi qui a consigné votre brochure au capitaine qui vous a examiné, et laquelle comme vous dites vous a sauvé — merci de votre réconnaissance — et je finirai par vous dire, que je l'ai consignée, sachant qu'elle pourait vous être utile, l'ayant lue comme vous avez vû. —

III.

An Herrn Matteo Padovani.

Mein Herr!

Ich habe, als mir die Nachricht von Ihrer Verurtheilung zum Tode und der Verwandlung der Todesstrafe in zwölfjährige Festungsstrafe zukam, Ihnen im Herzen meinen Argwohn abgebeten; denn wenn auch das über Sie gesprochene Urtheil an und für sich in unserer Sache nichts beweist, so mußte ich mir doch sagen daß ich, so sehr auch mir und Anderen die Thatsachen zu reden schienen, in den aus ihnen gezogenen Schlüssen geirrt haben konnte, und der Gedanke einem Mitkämpfer für die gleiche heilige Sache, — einem minder glücklichen Schicksalsgenossen — Unrecht gethan zu haben, that mir aufrichtig leid. Ich hatte indessen immer nur *Thatsachen* erzählt, nicht ein *Urtheil* ausge-

sprochen. Ich hatte auch Ihren Namen nicht genannt; und als ich in der Zeitung die Nachricht von Ihrer Verurtheilung mit der Notiz verbunden las, daß der Verurtheilte derselbe sei auf welchen die Ihnen bekannte Stelle meines Berichtes gehe, konnte ich mir zu meiner Beruhigung sagen, daß ich nicht Schuld daran sei, wenn Ihr Name in dieser Verbindung genannt wurde, denn nur die Mitglieder des Gerichtes und die Aufseher des Stabstockhauses konnten wissen, auf wen mein Argwohn gefallen war.

Die österreichische Regierung hat nun freilich, indem Sie sich der Ehre eines Gefangenen mit ungewöhnlicher Rücksicht angenommen, meine Beruhigungsgründe vernichtet. Sie hat es geschehen lassen daß man erfahren hat, wem ich möglicher Weise Unrecht gethan, und sie hat zugleich dafür gesorgt, daß Sie, zu den Leiden Ihrer Gefangenschaft, auch noch die in meinen Mittheilungen liegende Kränkung zu empfinden bekamen; sie hat aber auf der andern Seite Ihren Brief an mich durch ihren Bevollmächtigten bei der Centralgewalt zu meinen Händen an das Reichsministerium der

Justiz gelangen lassen, und sich damit zu Ihrem Cartelträger gemacht.

Was nun die Genugthuung betrifft die Sie verlangen, so bin ich zu jeder Zeit bereit ein Unrecht von dem ich überzeugt bin, auf jede vor der Vernunft bestehende Weise wieder gut zu machen. Für jetzt kann ich aber nur erklären, daß ich in den Schlüssen die ich in meinem Innern aus den Thatsachen unseres Zusammenseins und den sich daran knüpfenden Folgen gezogen, die ich aber in meinem Berichte nicht direct ausgesprochen, geirrt haben kann. Ich kann in meinem Argwohn ungerecht und in meiner Erzählung vielleicht nicht vorsichtig genug gewesen sein. Indessen sind die welche sich jetzt Ihrer Ehre annehmen, noch unvorsichtiger gewesen, indem das Ehrenrührige und Kränkende erst durch die nicht von mir ausgehende Veröffentlichung Ihres Namens und die Mittheilung der Sache an Sie selbst entstanden ist.

Sie haben aber in Ihrem an mich gelangten Briefe zur Wahrung Ihrer Ehre einen Weg eingeschlagen den ich um Ihretwillen bedaure. Leiden Sie wirklich für Ihre Theilnahme an einem Kampfe

in welchem wir als Genossen die gleichen heiligen Zwecke vor Augen hatten, so hätten Sie mir meinen Irrthum mit den brüderlichen Worten eines Parteigenossen vorhalten sollen, was bei mir seine Wirkung eben so wenig verfehlt haben würde, wie beim deutschen Volke. Sie hätten dies um so eher thun sollen, als Ihnen die argwöhnische Stimmung eines Gefangenen der über sein Schicksal ungewiß ist, nicht unbekannt sein sollte. Man hätte dann in Ihnen einen edlen Mann erkannt, und die Beschämung wäre auf meiner Seite gewesen. Statt dessen stellen Sie sich durch die rohe Form Ihres Angriffes aus der Partei heraus, der Sie doch, um jeden Verdacht von sich abzuwenden, angehören sollten, und vergrößern durch Ihren an mich gerichteten Brief den Verdacht, statt ihn zu beseitigen.

Sie erklären die von mir erzählten Thatsachen für falsch: ich behaupte hier noch einmal ihre Richtigkeit; ja ich füge hinzu, daß Sie uns nicht nur auf eine dringende Weise zur Erlassung des Protestes aufgefordert, sondern daß Sie sich sogar wiederholt und sehr zudringlich angeboten haben denselben mit ihrer Handschrift zu schreiben, —

einer Handschrift, die dem Gericht sehr wohl bekannt war, da Sie kurz vorher an den Hauptmann-Auditor einen langen Brief geschrieben hatten, und gleich nachher einen zweiten an ihn schrieben. Sie stellen den Schlüssen welche sich aus den Thatsachen ziehen lassen, die feierlichen Versicherungen entgegen, welche ich in Ihren mir durch Vermittelung des Reichsministeriums der Justiz vorliegenden Aussagen vom 29. v. M. finde: ich sage hierauf daß Ihre Erklärung gegen die meinige nichts beweist, und am allerwenigsten etwas beweisen kann, so lange Sie ein Gefangener sind.

Wenn Sie sich Ihrer Unschuld bewußt sind, wird es Ihnen nicht schwer von Herzen gehen, meinen Argwohn durch die natürliche mißtrauische Stimmung meiner Lage zu entschuldigen. Wenn Sie dies thun, so will ich die Art entschuldigen wie Sie zu Ihrer Vertheidigung gegen mich aufgetreten sind.

Dies scheint mir eine gerechte Schlichtung zwischen uns zu sein. Rechnen Sie sich zu der politischen Partei zu welcher ich mich bekenne, so werden Sie diese Schlichtung annehmen; rechnen Sie sich nicht zu ihr, so mögen Sie dafür sorgen daß

Ihre politische Stellung, auf die es hier vor Allem ankommt, klar wird. Man wird Ihnen im letzten Falle die Mittel dazu unstreitig nicht vorenthalten.

Frankfurt a. M. den 20. December 1848.

Julius Fröbel.

Ich habe in meinem 5. Briefe (S. 60.) erzählt daß Herr Padovani bald nach dieser Correspondenz gänzlich freigelassen wurde. Seitdem habe ich nichts mehr von ihm gehört.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Druckfehler.

Seite 47, Zeile 4 von unten lies Neumann statt Neu.
Seite 48, Zeile 1 von oben lies: Februar statt Januar.
Seite 51, Zeile 9 von unten lies: 11 statt 12.

Bayerische Staatsbibliothek München

Druckfehler

Seite [illegible], [illegible]
Seite [illegible], Zeile [illegible] von oben lies: [illegible]
Seite 51, Zeile 9 von unten lies: 11 statt 19.

RD.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Fröbel, Julius,

Briefe über die Wiener Oktober-Revolution mit Notizen über die letzten Tage Robert Blum's

Frankfurt a. M. 1849

Austr. 1605
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10009579-8